

Elisabeth von Heyking

Briefe, die ihn nicht erreichten

Vancouver, August 1899.

Ihr Brief hat mich unendlich erfreut - vor allem, weil er weniger trügerisch klingt, als ich gefürchtet hatte. Es wäre mir ja beinahe
 beschämend, wenn Ihnen Peking ohne mich nicht ein bißchen grauer und öder erschienen, und ich möchte etwas von Ihnen vermisst werden - aber
 nicht zu sehr. Es ist alles eine Frage von Nuancen, und Sie haben, vielleicht durch das jahrelange Studium alter chinesischer Brokate und Porzellane,
 ein merkwürdig feines Verständnis für Nuancen, und haben genau diejenige getroffen, die mir wohlthuend sein mußte.

Haben Sie also Dank für Ihren Brief, wie für so manches andere!

Unsere kurze Ferien in Japan sind mit jener erschreckenden Geschwindigkeit vergangen, die den guten Zeiten nun einmal eigen ist. Ich will
 Ihnen keine nachträgliche Reisebeschreibung schicken, kennen Sie doch Madame Chrysanthèmes Heimat so viel besser als ich; ich will
 Ihnen nur sagen, daß ich dort viel an Sie gedacht habe, denn durch alles, was Sie mir zählt, und durch die Bücher, die Sie mir darüber geliehen, kannte
 ich Japan schon, als ich hinkam. Es war mir, als fände ich dort lauter alte Bekannte wieder; in den Teehausmädchen, die unsern Rickshaw-Kulis mit
 derselben Grazie und Höflichkeit wie uns selbst Tee servierten, wie in den Landarbeitern, welche, hoch aufgeschürzt oft bis an die Knie in den
 sumpfigen Reisfeldern versanken und sich bei Regenwetter Strohecken überbanden, deren stehende Halmenden ihnen das Aussehen riesiger,
 einsiger Igel verliehen. Sie alle erschienen mir wie Gestalten aus einem wohlbekannten Bilderbuch, denen man zunicke, sieh da, sieh da, da seid ihr
 ja alle.

Das erfreulichste Wiedersehen feierte ich aber in Japan mit den vielen Blumen, die ich daheim und anderswo als japonica oder
 japonicum kennen gelernt hatte, und die ich nun in ihrer Heimat wiedersah, nur viel schöner und duftender; wie ja auch wahrhaft nette
 Menschen meist am nettesten in ihrem eigenen Hause sind.

Japan ist das erste und einzige außereuropäische Land, in dem ich mich ankaufen und »for good« bleiben möchte, oder vielmehr
 »for better for worse«, was ja ein so viel größeres Versprechen und Zeichen von Vertrauen enthält.

An unserem letzten Morgen in Yokohama hatten wir noch zwei Erlebnisse, ohne die Japan nicht recht Japan gewesen wäre: wir wurden früh
 durch ein Erdbeben geweckt, und wir sahen den Fusi-yama. Der hohe weiße Herr hatte sich bis dahin übellaunig hinter einer
 Wolkenkappe verborgen, was ich den hohen, einsamen Bergesgipfeln nie verdenke, denn auch jüngeren, geringeren Wesen ist der
 Anblick der Welt ja oft verdrießlich genug. Als wir schon im Boot saßen, um hinaus an unseren Dampfer zu fahren, wurde es plötzlich lichter, und wir

sahen die schneeweiße Kuppe, die in Wirklichkeit ganz ebenso wahrscheinlich aussieht wie auf ihren zahllosen Abbildungen. Es war mir gesagt worden, daß, wer am Tage der Abfahrt den großen Herrn Fusi sieht, sicher nach Japan zurückkehrt. Sie wissen, daß ich, faute de mieux, demlich abergläubisch bin - nun wollen wir sehen, ob mich mein Nomadenschicksal noch einmal nach dem Lande des Lächelns und der Blumen zurückführen wird.

Der erste Mensch, den wir auf dem Dampfer trafen, war Bartolo, der große Konzessionenjäger, der so viele Monate im Hotel de Pékin saß, während Sie gerade eine Ihrer geheimnisvollen Reisen in das Innere Chinas unternommen hatten. Damals wollte Bartolo zuerst die nicht vorhandene chinesische Armee mit einem von ihm selbst erfundenen Gewehr versehen, später versuchte er dann einen Plan zur Bewässerung der Wüste Gobi an die chinesische Regierung zu verkaufen. - Wer alle Projekte gehört, die Bartolo und außer ihm so viele andere zur Beglückung der Chinesen ersannen, der kann das tiefe Mitleid begreifen, mit dem Sie »pauvre, pauvre Chine« zu sagen pflegten. Viel weniger Mitleid hatten Sie für die armen Gesandten, die alle einige Bartolos besaßen, von denen sie gedrängt wurden, ihre Wünsche nach phantastischen Konzessionen mit politischer Pression zu unterstützen und nach deren Ansicht die Gesandten nie genug taten, was sich bisweilen in Zeitungsangriffen oder parlamentarischen Interpellationen äußerte.

Bartolo erzählte uns gleich erzählend, er hätte seine letzte Konzession erlangt, nicht die von der Wüste Gobi, sondern eine allerletzte, zur Ausbeutung von Rubinminen. Anfänglich sei er nicht recht sicher gewesen, für welche Provinz er die Konzession erbitten solle, ob Kwangsi oder Kwangtung, da er ja beide nicht persönlich kannte und nicht wisse, ob es dort Rubinen gäbe. Schließlich habe er sich für Kwangtung entschieden, nachdem er etwas im Richthofen nachgeschlagen, diesem Evangelium aller Jünger des neuen Glaubens »Heil durch China«.

Mein Bruder und ich waren etwas staunt, daß Bartolo diese Konzession so rasch erlangt haben will, um so mehr, als die Chinesen ja gerade eine Minenbehörde ernannt haben, deren Hauptaufgabe darin besteht, derartige Angelegenheiten zu verschleppen. Bartolo erzählte uns aber, in dieser Behörde säßen als einflußreichste Mitglieder der alte Tsü und der junge Tsi - dem jungen Tsi habe er in Tientsin die Bekanntschaft einer ebenso gefälligen wie schönen Amerikanerin vermittelt, und der »Nebenfrau« des alten Tsü habe er nächstlicherweile ein goldenes Teeservice gesandt. Von da ab seien seinem Anliegen in der Kommission von den Chinesen nur noch pro forma ein paar kleine Schwierigkeiten gemacht worden.

Bartolo ist nun auf dem Wege nach London, um eine Aktiengesellschaft zu gründen zur Ausbeutung seiner Rubinminen, von denen er sich

Millionen spricht. Er hatte sich für die Überfahrt mit einer Menge Konserven und Delikatessen versehen, von denen er all seinen Bekannten auf dem Schiffe bei jeder Mahlzeit reichliche Portionen zusandte. Da er eigentlich ein sehr gutmütiger Mensch ist, wollte er hierdurch schon jetzt alle

gewissermaßen an seinen Zukunftsreichen teilnehmen lassen.

Ich werde immer ganz traurig über die schönen Illusionen, wenn ich Menschen so reden höre von all den Reichtümern, die sie in China

erwerben wollen, und mich dabei der unendlichen, herzbeulemenden Armut erinnere, die ich dort, ärger als irgend sonst wo, gesehen

habe. Wo sollen nur die Reichtümer herkommen? Ich mag mich aber irren, denn ich kenne ja nur den trostlosen Norden Chinas, und

vielleicht liegen wirklich Rubinen auf den Straßen in Kwangtung, wo ich so wenig wie Bartolo je gewesen bin.

Ich muß meinen heutigen Brief schließen, denn wir wollen hinaus in den Wald, aber ich werde Ihnen noch von hier weiter schreiben, da wir einige

Tage hier bleiben wollen, um uns von der bisherigen für die weitere Reise zu erholen. Dieser erste Gruß soll Ihnen nur sagen, daß ich

jenseits des großen Wassers gut angekommen bin. Nun schlage ich in Gedanken eine große Brücke darüber, deren eines Ende hier ruht, während das

andere in der Gegend von Pei-ta-ho die Erde berührt, und über diese Brücke eilen tausend heilige Gedanken freundschaftlichen Erinnerungs zu Ihnen.

Vancouver, 21. August 1899.

Mein gestriger Brief, lieber Freund, handelte so sehr von Bartolo, daß ich fürchte, er wird den Eindruck bei Ihnen erwecken, als seien wir mit ihm die einzigen Passagiere auf dieser langen Fahrt gewesen. Drum sende ich gleich dieser zweiten Brief nach, der Ihnen von unserer übrigen

Reisegesellschaft zählen soll.

Am interessantesten waren mir zwei Japaner, die sich ein Stückchen Heimat mitnahmen, in Gestalt einer zwei Quadratfuß großen, edgetheilten Kiste, in der mit Steinen und verkrüppelten Zwergbäumchen eine japanische Miniaturlandschaft aufgestellt war. Sie hüteten dies Gärtchen mit

rührender Sorgfalt. Beide litten offenbar sehr an Seekrankheit, und ihre gelbliche Haut hatte allmählich seltsam grüne und violette Schattierungen angenommen, aber, mochten sie noch so elend sein, sobald ein Sonnenstrahl durch das dicke, schwere Gewölk drang, krochen

sie aus der Kajüte und trugen ihr Kästchen auf das Deck in die Sonne, und sobald sich der Wind dann erhob und es kälter wurde, schwankten sie wieder hinunter, ihr Stückchen Japan in den Armen. Sie reisten nach Amerika zu Studienzwecken, und schon auf der Fahrt diente ihnen alles und jeder

als Beobachtungsobjekt. Sie hatten offenbar ein großes Gefühl der Verantwortlichkeit, besonders für die ihnen gegebene Zeit, eine Verantwortung, mit der es die meisten Menschen nicht so genau nehmen, und die doch vielleicht die ernsteste von allen ist. Jeder unserer beiden reisenden

Japaner hätte vor Jahren einmal das kleine japanische Schulkind sein können, von dem erzählt wird, daß man es nach einem starken Erdbeben zwischen den Trümmern des Hauses fand, wie es auf einen herabgefallenen Ziegel die Zahlen des letzten ihm aufgegebenen Rechenexempels

eifrig weiter schrieb.

Auf unserem Schiff waren auch ein paar russische Reisende sowie englische und belgische Ingenieure, die aus Peking zurückkamen. Sie hatten sich dort um Konzessionen für Eisenbahnen beworben, die möglicherweise erst in Jahrzehnten, vielleicht auch nie gebaut werden dürften. Ich

erinnere mich sehr gut, wie Sie mir oftmals sagten, gerade dies Drängen um Eisenbahnen erbitterte die Chinesen besonders. Und dabei waren die meisten dieser nur mit Drohungen errungenen Geständnisse für lange hinaus ganz zwecklos und wurden nur verlangt, um etwaigen anderen

Bewerbern zuzukommen. Man prahlte in Peking mit den erlangten Konzessionen, wie die Indianer mit erbeuteten Skalpen. Nirgends habe ich so sehr die Entfaltung unendlichen Raumes gehabt wie gerade in China, und doch schien es nirgends so sehr wie in Peking, als ob die

weite Welt für die Ansprüche der Menschen nicht ausreichte. Der Kampf wurde dort mit jener neidischen Eifersucht geführt, die ein Gebiet lieber wüst und leer sieht, als daß sie es fremden Händen überließe. Der Schwächere wird, so reich und ausgedehnt die Welt auch ist, stets leer ausgehen, denn die

Die Großen ist größer als der größte Raum.

Auf dem Schiff hörte man endlose Debatten über die Zukunft Chinas, über »offene Tür« und »Interessensphären«, über Aufteilung und die

Ansprüche der einzelnen Länder. Was aber in Pekinger Kreisen nur leicht angedeutet wurde, das sprachen diese Reisenden mit brutaler

Offenheit aus. Man sah sich da plötzlich der bête humaine gegenüber, wie sie wirklich ist: stets erscheint ihr der eigene Anteil zu

klein, der des anderen zu groß. Mit harmloser Naivität wurde da enthüllt, was jedes einzelnen Heilswunsch war: für sich selbst

abgeschlossene und möglichst große Interessensphären, bei dem Nachbar dagegen ein möglichst offenes Scheunentor. Nicht stimmten diese

Debatten oft unendlich traurig, denn sie eröffneten für die Zukunft weite häßliche Aussichten auf Kampf und Unterdrückung. Es waren ja nur

einzelne Leute, die da redeten, zumeist einflusslose, unbedeutende Menschen, aber aus ihren Worten konnte man doch auf den

allgemeinen Geist der Zeit schließen, mit seiner Skrupellosigkeit, seiner Abhängigkeit vom Erfolg, seiner Grausamkeit gegen alles auf Erden,

was sich nicht wehren kann. Die beiden Japaner hörten dem allem zu, und wenn sie auch selbst wenig sagten, so merkte man ihnen doch an,

daß für sie Buddha und seine Lehren in ebenso weiter vergessener Ferne liegen, wie für die anderen Christus und sein Wort, und daß auch sie

sich den europäisch-amerikanischen Grundsatz zu eigen gemacht haben: »Friß, auf daß du nicht gefressen werdest.«

Draußen war es sehr neblig, sehr grau und eisig kalt geworden.

Ein oder der andere Passagier fragte wohl mal, ob keine Kollisionsgefahr sei. Dann wurde geantwortet: »In diesen nördlichen

Breitengraden fahren gar keine anderen Dampfer, und sollten wir unwahrscheinlicher Weise einem Seeschiff begegnen, so sind wir eben die Wuchtigeren.«

So ging es im dicken Nebel weiter, und in langen gleichmäßigen Zwischenräumen ertönte das schauerliche Nebelhorn.

Die übrigen Reisenden hatten das Raucherzimmer oder ihre Kajüten aufgesucht; ich war allein auf Deck, in meinen dicksten Pelz gewickelt.

Der Nebel war dichter als je zuvor, die sichtbare Welt schien auf ein paar Fuß zusammenzuschrumpfen zu sein, darüber hinaus war alles ein

unheimliches Grau, das lautlos hin und her wogte. Zentnerschwer fühlte ich eine Last, die sich mir aufs Herz legte, so daß ich kaum zu atmen

wagte - und diese Last war eine namenlose Angst vor dem grauen Etwas, das die ganze Welt um mich her erfüllte. Ich kam mir so

einsam vor wie noch nie im Leben, als sei ich ganz allein, als letztes Lebewesen, und als schwebte ich angstvoll suchend durch den endlos

leeren Weitenraum. Und wie ich so hinausstarrte, begann es in dem Grau zu wogen, zu steigen und zu sinken; es war, als wehe der Wind

dicke, schwere Schleier hinweg, und plötzlich lag klar und dicht vor mir ein Stück kalte, dunkle, nordische See. Ein Felsen

erhob sich daraus, ohnebedeckt und an all seinen Zacken Eiszapfen tragend, die bis zu dem schaurigen Wasser herabhingen. Oben aber auf dem

Felsen saß ein riesiger Eisbär, in den Lätzen das Gerippe des letzten Tieres haltend, das er in der Einöde gefunden. Er schaute sich um, als wollte er sagen, »nun bin ich Alleinherrscher der Welt«. Aber da tat sich das schwarze Wasser auf, und heraus tauchte ein ungeheuer mit Schlangenleib, Fischflossen und rot bemähntem Walroßhaupt; Seetang hing ihm am nassen Maule und Reste kleiner Fische – die Lätzen, die es noch in der See gefunden; auch seine grünlich-glasigen Augen schienen zu sagen: »Nun bin ich ganz allein Herr der Welt.« Da aber erblickten sich die beiden, der riesige Eisbär und das Seetier. Die Flossen peitschten die Wogen, die Lätzen umkrallten den Felsen. Noch waren beide gesättigt, aber schon maßen sie sich mit den feindlichen Blicken künftiger Gegner. Sie hatten die ganze Welt entvölkert und trafen sich nun hier in der Einöde zu letztem Kampfe. Der würde entscheiden, wer Herr der Welt blieb! –

»Wir waren heute den Al(ë)uten [(Inselkette)] ganz nahe,« sagte der Kapitän beim Abendbrot, »einen Augenblick konnte man eine der kleinen Inseln durch den Nebel sehen.«

Ich aber hatte die Empfindung, als hätten sich die Wolken, die uns umgeben, einen Augenblick geteilt, und ich hätte einen Blick getan in die Geschichte der Welt, die ja oft eine Geschichte wilder Tiere ist. –

Vancouver, August 1899.

Wir sind noch immer hier, ohne besonderen Grund. Aber es ist herbstlich kühl und schattig, und die kleine Ruhepause gibt uns die kurze Illusion,

wie andere Menschen selbsthafte Wesen zu sein.

In den meisten Straßen sind hier Alleebäume grün, unter denen rotbackige Kinder morgens zur Schule radeln. Überall sieht man

Gärten voll später Rosen, Fuchspolster und Astern; die Mauern sind mit Karuzinerblumen bedeckt, und an den kleinen Kieswegen blühen

Reihen von Georginen und Malven. Gärten in so nordischen Ländern wie hier haben mir immer etwas Rührendes: es ist, als wollten die

Pflanzen in der kurzen Sommerzeit möglichst viel leisten, und die Blumen, die es so eilig haben, zu erblühen, mahnen, daß wir ja alle nicht

wissen, wie kurz uns die spannungsvolle Zeit bemessen sein mag, in der uns noch die Sonne scheint.

Inmitten der wohlgepflegten Gärtchen stehen kleine Landhäuser; sie alle sehen behaglich und behäbig aus. Bei ihrem Anblick denkt man

unwillkürlich an jene Gattung englischer Romane, die junge Mädchen lesen dürfen, und in denen alle Menschen täglich nicht nur drei tüchtige

Mahlzeiten einnehmen, sondern auch noch gemütliche Nachmittagstees mit Kuchen und Sahne.

Die Leute, denen wir an diesem fichtenumwachsenen, bergumgebenen Hafen begegnen, sehen alle tüchtig und tätig aus; man merkt ihnen gleich

an, daß es freie, kräftige Persönlichkeiten sind, die sich hier, unabhängig von obrigkeitlicher Hilfe wie von Bevormundung, eine Heimat

gegründet haben. Sie sind stolz auf das, was sie schon jetzt aus dieser entlegenen Bucht gemacht haben, und voll Zuversicht auf das, was die eigene, selbständige

Expansions- und Betätigungskraft noch schaffen wird.

Wir sind hier weit von jenen künstlich gezüchteten Kanzlei-Kolonien, denen durch einen Geheimrat aus der Hauptstadt des Mutterlandes als

wichtigste Grundlage eines beginnenden Gemeinwesens das Schema eines heimatlichen Grundbuchs, sowie Polizeivorschriften für die Stunde des

Lichtauslösens und für das Maulkorbtragen der Hunde gesandt werden.

Maulkörbe trägt hier niemand.

Es wird auch wenig regiert. Die Gesetze, die sich allmählich als notwendig herausbilden, entspringen den örtlichen Bedürfnissen und Erfahrungen - sie

werden nicht »ready made« importiert.

Im Gegensatz zu so manchen anderen, beruhen die englischen Kolonien auf der einzig gesunden Grundlage, auf einem tüchtigen Mittelstand, der sich

hier frei und ungehindert entfaltet. In den Rändern, wo die demokratische Partei in kurzzeitiger Opposition sich gegen

koloniale Bewegungen stellt, beraubt sie sich selbst eines fruchtbaren Tätigkeitsfeldes, wo sie viel mehr Aussicht als daheim hätte, ihre politischen Ideale zu verwirklichen. Diejenigen Kolonien, die von oben herab geschaffen werden, erinnern mich immer an ein künstliches Homunkuluschen in der Flasche, das mit chemischen Pillen gepöppelt wird und seine Nahrung nie an der Brust der großen Volksmutter gesogen hat. Ich entbehre es sehr, mich über diese und tausend andere Fragen nicht mehr mit Ihnen, lieber Freund, aussprechen zu können. Wer weiß, wann ich eine Antwort von Ihnen erhalten werde, denn in Ihrem Brief, den ich hier vorfand, schreiben Sie ja, daß Sie nächstens wieder eine große Reise in das Innere Chinas unternehmen müßten. All meine Briefe werden Sie wohl lange erwarten und Sie erst nach Ihrer Rückkehr erreichen. Könnte ich dem kleinen weißen Bogen doch Flügel geben, um Ihnen wie Brieftauben auf Ihrer Expedition nachzufliegen - dann fänden Sie jeden Abend, wenn Sie müde in einem elenden chinesischen Gasthause oder einem mongolischen Zeltlager anlangen, solch einen Boten von mir vor, der Ihnen erzählt, wieviel ich an Sie denke und wie sehr ich wünsche, daß Sie nicht mehr in die Wildnis zu ziehen bräuchten, weil ich mich dann immer so sehr um Sie sorge.

Vancouver, August 1899.

Meine große Freude hier in Vancouver ist es, endlich einmal wieder lange Spaziergänge im Schatten schöner Bäume machen zu können. Wer,

wie ich, in einem Waldland aufgewachsen, sehnt sich immer danach zurück. Bäume sind mir wie lebende Wesen und jeder hat seine eigene

Physiognomie, seinen Ausdruck, den er, wie wir Menschen auch, durch besondere Erfahrungen und Erlebnisse allmählich gewonnen hat. Ich begreife so

gut, daß die alten Germanen sich die Bäume als Sitz besonderer Gottheiten dachten, und schon als Kind hatte ich einen wahren Menschen vor

Sankt Bonifazius, der den heiligen Baum fällte.

Sie erinnern sich gewiß noch, wie oft ich Ihnen von meiner Sehnsucht nach schattigen Waldespfeilen sprach, wenn wir zusammen nach der Hitze des Tages auf

die Pekingische Stadtmauer stiegen und auf diesem einzigen reinlichen Weg der chinesischen Kaiserstadt auf und ab gingen. Die Stadt liegt tief unter

uns, all die eckstückerigen Häuser eintönig grau mit aufwärts geschweiften Dächern, auf deren Kanten Reihen kleiner Steinhunde sitzen.

In die Höfe der nächstgelegenen konnten wir von oben hineinschauen, und was wir sahen, waren immer dieselben uns unverständlichen Wesen, die dasselbe

Dasein führten, das seit Jahrtausenden ihnen ähnliche Wesen genau ebenso geführt haben. In den Straßen war immer dasselbe Gewühl zahlloser

Menschen, die unseren Augen so rätselhaft in ihrer Gleichheit und Einförmigkeit erschienen, deren elfenbeinerne Stirnen wie geschlossene

Tore waren, von Welten, in die wir nie eindringen werden. Jahraus, Jahrein zog dies Gewühl von Menschen durch die Straßen, die

monatelang voll dicken, schwarzen, klebrigen Schlammes lagen und die übrige Zeit des Jahres in dichten, grauen Staubwolken verschwanden. Und

niemand rührte die Hand, etwas zu ändern, etwas zu verschönern. Denn es war ja von jeher so gewesen; niemand hatte es ja anders und

besser gekannt; niemand störte es - vor allem niemand von denen, die hinter den roten Mauern und den goldig schimmernden Dächern der

Kaiserpaläste ein noch geheimnisvolleres, noch rätselhafteres Dasein als all die anderen führten.

Erinnern Sie sich, wie oft wir dort oben auf der Mauer standen und hinüberschauten auf die verbotene Stadt mit ihren verfallenden Mauern?

Stets hatte ich das Gefühl, als läge ein Alp auf der Stadt, wie der Schatten kommenden Unheils! Mit welcher Sehnsucht habe ich von dort

oben weit hinausgeschaut über die unendliche Ebene und dabei anderer Länder gedacht, wo uns nicht alles unverständlich ist, wo die Menschen sich

grüßen, freuen und küssen, sprechen, lachen und trauern wie wir. Am Vorabend meiner Abreise haben wir noch einmal dort oben zusammen

gestanden, und Sie wiederholten die Worte, die Sie in den letzten Wochen so oft gesagt hatten: »Ja, Sie müssen fort von hier - es ist besser

Als wir dann nach Hause gingen über die Kanalbrücke und an dem kleinen Tempel vorbeikamen, in dessen Hof ein
Kuriositätenhändler seinen kleinen Laden alter Vasen und seltsamen Gerümpels eröffnet hatte, da sagten Sie mir: »Ihr nächster

Wahrgang wird Sie unter alte schattige Bäume führen, wie Sie es sich hier so oft gewünscht haben.«

Sie schienen so traurig, als Sie das sagten, lieber Freund, und doch haben Sie uns selbst zur Abreise gedrängt und sie beeilt - warum?

Und jetzt bin ich in einem Lande schattiger, grüner Bäume und täglich, seit wir hier sind, gehe ich stundenlang tief in den Wald hinein. Das Schönste

hier ist der Viktoria-Park, mit seinen uralten Bäumen und den herrlichen Blicken auf die See, vor allem mit seiner Ruhe, seinem Schweigen

und Frieden. Wie würde ein Böcklin diesen Wald genießen, der dem unberührten Naturzustand noch so nahe scheint, daß man sich gar nicht

wundern würde, über das dicke, weiche Moos Faune und Einhörner schreiten zu sehen.

Gestern bin ich besonders lange im Park gewesen. Ich ging träumend immer weiter, bis ich an sein äußerstes Ende kam, wo er zur

schmalsten Stelle einer Meerenge führt. Das felsige Ufer fällt dort steil ab und tief unter strömt das Wasser reißend vorbei. Ich setzte

mich nieder zwischen Farnen und allerhand Ranken und schaute in die Tiefe auf die Meerestraße, durch die alle Schiffe fahren, die vom fernen Osten nach

Vancouver kommen. Und ich träumte, wie hübsch es sein müßte, hier irgendwo ein waldverborgenes Häuschen zu besitzen; da

würde ich alle Tage bis zu dieser äußersten Spitze gehen, setzte mich dort unter die alten Bäume und schaute aus, ob Schiffe aus Far-away

Cathay kommen. Und an einem Tage würde endlich ein Schiff kommen, auf dem ständen Sie, und ich würde Ihnen von meinem Felsen aus

einen großen Strauß frischer Waldblumen herabwerfen.

Denn nicht wahr, Sie bleiben doch nur gerade so in China, als es durchaus nötig ist? Ich mache ja schon so viele schöne Pläne für die

Zeit, wo wir uns wiedersehen werden. Wann, wo wird das sein?

Barth, 1899.
Barth, September 1899.

Die Frühlingsonne scheint in mein Zimmer, lieber Freund, draußen zwitschern Vögelchen, die sich in der Jahreszeit irren und jetzt beim nahenden Herbst

noch an Frühlingsidyllen denken, und ich will den Tag beginnen, indem ich Ihnen guten Morgen zurufe, hinaus in die unergründliche Weite. Möge

Ihnen ein freundlicher Lüthäuch meinen Gruß bringen - wo Sie auch sein mögen. Ich fürchte, es kann dort nicht so schön sein wie

hier.

Das hiesige Hotel liegt auf waldigem Bergrücken, in größter Einsamkeit, und erinnert an manche Tiroler Burgen. Von unseren Fenstern

aus haben wir einen weiten Blick auf ein Gebirgstal, in dessen Tiefe, zwischen hohen Fichten, ein Bach fließt, der zur Zeit da Eis und Schnee

schmelzen, um reißenden Strome wird. Im Hintergrund erheben sich steile, schneebedeckte Felsen.

Nach der langen Reise ist die hiesige Behaglichkeit an sich ein Genuss. Es ist herrlich, wieder mal in einem Bett zu schlafen, das weder schwankt noch

erschüttert, und Mahlzeiten einzunehmen, ohne Sorge, daß der Zug abfährt, oder daß der gegenüberstehende Reisende seekrank wird.

Dicht neben dem Hotel ist ein großes, offenes Schwimmbassin, das von warmen Schwefelquellen gespeist wird. Fichten stehen ringsherum, und das laue

Wasser, der Sonnenschein und die köstliche würzige Luft bilden zusammen einen so wonnigen Aufenthalt, daß man im Sommer sicher gern

Stunden dort verbrachte. Weiter unten, dem Tale zu, sind natürliche Grotten mit brudelnden Quellen und tiefen Teichen, die geheimnisvoll unter den

überhängenden Felsen verschwinden. Das Wasser ist so klar, daß man tief unten auf dem Grund die weißen Sandflächen und die einzelnen

Kieselsteinchen schwimmern sieht. Ich muß dort immer an die schöne Undine denken. In solch tiefen, klaren Wassern ist sie gewiß, unbewußt

glücklich, wie die silbrigen Fischchen, herumgeschwommen, bis sie hinauf zur Welt stieg und unglücklich wurde, weil sie sich einbildete, daß es nötig sei,

eine Seele zu haben. Hätte doch irgendein welterfahrenes Wesen der armen Undine erklärt, daß Seelenbesitz der entbehrlichste von allen ist,

und daß die kalten, schlüpfrigen Fischchen am besten durch die Welt kommen, mit ihren geheimnisvoll grünlichen Augen, die so tiefscheinen und auf

deren Grund gar nichts ist.

Wir haben hier einen Offizier kennengelernt, der die Mounted Police des Distriktes befehligt. Im Winter muß das ein recht

einsamer Posten sein, wenn das Hotel geschlossen ist und die ganze Welt weit und breit unter tiefem Schnee begraben liegt. Im Sommer dagegen

und auch jetzt noch in der schönen Herbsttagen scheint Kapitän White ein ganz lustiges Leben zu führen. Er ist beständig hier im Hotel

und die Damen sehen ihn alle als eine Art Badedirektor an, der für die Vergnügungen der ganzen Gesellschaft verantwortlich ist. In der Halle, wo

in zwei großen Kaminen halbe Bauastämme knisternd verbrennen und an den Wänden und auf dem Boden herrliche dicke Felle liegen, flirrt er mit

schönen, blauäugigen Kanadierinnen, die hier mit allerhand Sport die Saison zubringen; er flirrt mit amerikanischen »Summer

Girls«, die es origineller gefunden haben, sich Kanada statt Europa anzusehen, und er flirrt mit blassen, verwachsen aussehenden

Engländerinnen aus Hongkong, die alljährlich in immer größerer Zahl hierherkommen, um sich vom dortigen erschlafenden Klima zu

erholen. Es werden täglich große Ausflüge unternommen, zu denen die ganze Gesellschaft meist in Kapitän Whites Coach fährt. Er

kulziert vortrefflich, aber es sieht ganz abenteuerlich aus, wenn er mit seinem Vierspänn die steilen Korkezienerwege hinauffährt, in

so scharfen Windungen, daß das erste Paar Pferde oft genau eine Etage höher zu stehen kommt, als das zweite und der Wagen.

Gestern saß ich bei solcher Fahrt neben Kapitän White, und auch bei den halbsbrecherischen Stellen erzählte er lustig weiter, besonders vom

Wintersport und von den hiesigen Indianern. Er sagte mit dem Brustton englischer Selbstgefälligkeit, die Regierung sorge für sie mit Geld und

Proviant - ich finde das eigentlich das mindeste, nachdem man den armen Leuten ihr Land weggenommen und ihnen als besondere Gabe Geschenke

Trunksucht und allerhand Epidemien gebracht hat. Von Zeit zu Zeit sollen die Indianer noch jetzt große Versammlungen abhalten, bei denen

ungeheure Mengen Brantwein getrunken werden und die alten Krieger sich unter lautem Beifall all ihrer einstmaligen Morde und Diebstähle

rühmen. Um den Alten nicht an Müt nachzustehen, und da Raub und Totschlag im modernen Kulturstaate doch sehr unangenehme Konsequenzen

haben, bringen sich die jungen Männer in den Versammlungen eigenhändig große Wunden bei und werden dann auch als Krieger in den Bund

aufgenommen.

Wir fahren gestern nach dem Devil's Lake, einem tiefblauen See klarsten Wassers, der von hohen Felsen umgeben ist. Warum er gerade mit

diesem Namen bedacht worden ist, konnte ich nicht ergründen. In allen Ländern kommt aber diese Benennung so häufig vor, daß man willkürlich

annehmen muß, der Glaube an die Allgegenwart des Teufels sei weit mehr als derjenige an eine andere Allgegenwart im tiefinnersten Bewußtsein der

Menschen lebendig.

Der Glaube an Dämonen, an böse Geister, anders auch Teufel genannt, ist ja sicherlich älter als der eigentliche Gottesglaube, denn aus der Angst vor

bösen, unerklärlichen Mächten ist aller Kultus entstanden; er diente anfänglich immer dazu, Unheil von den armen Menschen abzuwenden, die von den

bösen Geistern verfolgt wurden: die ursprünglichen Kultformen sind immer abwehrender Art und vielen, vielleicht den meisten Menschen,

erscheint ihre Gottheit auch heute ja noch als ein erzürmtes Wesen, das versöhnt werden muß.

Dieser kanadische Teufelsssee erinnerte mich sehr an einen kleinen See in den Pyrenäen, den ich vor Jahren einmal sah. Dort steht

auf einem Felsen ein kleines Kreuz, und der baskische Führer zog das breite wollene Barett ab, bekreuzigte sich und sagte,
an der Stelle sei ein Liebespaar ertrunken. Jung, wie ich damals war, rührte mich das sehr. Als ich aber bis zu dem Kreuz geklettert war, las ich
eine so alte Jahreszahl, daß das Liebespaar, wenn es statt zu ertrinken, alt und grau geworden wäre, und Urenkel erlebt hätte, unter
allen Umständen doch längst hätte tot sein müssen. Das dämpfte meine Rührung. So oder so - ein Kreuzstein wäre doch
schon längst das Ende - vielleicht war's besser so.

Wien, den 18. September 1899.

Lieber Freund! Die Welt ist hier so schön, daß ich Ihnen gleich wieder schreiben muß! Ich fürchte, dieser Briefanfang ist nicht sehr logisch - aber

Sie werden ihn doch verstehen, Sie haben ja immer alles verstanden - gesprochenes und Un gesprochenes.

Wir haben uns in einem Lande gekannt, das wohl niemand als besonders schön bezeichnen würde, im Gegenteil, es war oft recht öde und

häßlich, und über all unseren gemeinsamen Erinnerungen liegt es wie ein Schleier von Wehmut. Und doch, seitdem ich von dort fort bin, fühle ich mich

Ihnen niemals näher, als gerade, wenn ich etwas wirklich Schönes sehe. Nach den drei Jahren in Peking, wo mir das Schöne so

selten durch die Natur offenbart wurde, wo ich es nur in eines Menschen Htz und Seele fand, ist es mir wie eine Offenbarung, zu

sehen, wie köstlich die übrige Welt doch ist. Jetzt beim Anblick dieser herrlichen Berge, wenn die Sonne auf die Gletscher scheint und die Bäche von den

Felswänden herabstürzen in einen tiefgrünen See, wenn ich die hzige Luft einatme und an den hohen Fämmen hinaufschäue, die hier standen,

lang ehe der weiße Mann das Land betrat - da frag ich mich oftmals: ist dies dieselbe Welt? Hat das alles so gerauscht, geleuchtet, gefunkelt,

geduldet, während der drei letzten grauen Jahre, die ich in jener fernen Stadt verlebte, wo alles so unendlich fremd war und ich mir das Htz

oft zusammenzog in beklemmender Angst, wie vor Uheimlichem, unabwendbarem Schicksal?

Es ist so schön, wieder etwas schön finden zu können, plötzlich zu fühlen, daß die Jugend und die Begeisterungsfähigkeit nur schlummerten, daß sie

aber noch da sind und bloß warteten, wieder aufleben zu dürfen. Es ist so schön, lieber Freund, sich noch einmal freuen zu können -

ohne besonderen Wunsch, ohne irgendwelche eigennützigten Gedanken, die ganz eigene, harmonische Freude zu empfinden, die die Natur

in uns erweckt, die klärt und beruhigt, und durch die das Sorgen, Fürchten und Trauern für ein Weichen wie in fernem Nebel verschwimmen. In

solchen Augenblicken kommt es uns zum Bewußtsein, daß wir selbst eben auch ein Stückchen Natur sind, trotz alles Künstlichen und Bequälten,

das uns die Erbschaft von Hunderten von Generationen auferlegt hat, und für einen kurze Augenblick scheint es uns möglich, zu werden wie die

Lilien auf dem Felde. - Für eine kleine spanne Zeit vermag das Schöne uns von der Last des Erlebten, des Gewollten, des nie Erreichten zu

befreien. Wir atmen einmal frei auf, möchten vergessen und verweilen - aber schon müssen wir wieder hinein in die Mühe und die Qual, die uns

Leben sind. -

Doch auch für die kurze Rast sei diesen Wäldern Dank!

Wien, den 18. September 1899.

In der hiesigen Waldesstille, die so beruhigend auf uns Weltgewanderte wirkt, denke ich oft taunend an das Hasten und Ringen zurück, in dem wir in Peking gelebt haben. Dort schien Streben und Kämpfen, andere verdrängen und sich selbst einen Platz erobern, der einzige Zweck des Daseins zu sein. Ich glaube, daß Sie, lieber Freund, verstehen werden, welche Erquickung dieser weltabgeschiedene Frieden mir gewährt. Denn oft, wenn ich Sie in Peking reden hörte, hatte ich die Empfindung, daß Sie das ganze dortige Treiben und Drängen wie von einer Höhe aus betrachteten, zu der all die kleinlichen Motive nicht heranreichten, daß Sie mit Ihren Gedanken in einer Stadt lebten, die allem Niedrigen wirklich eine »verbotene«

war.

Sie dachten und fühlten ja sogar für die Chinesen, deren Wünsche und Ansprüchen allen anderen als eine quantité négligeable erschienen und die nur dazu da waren, um mit Gewalt in sogenannte Fortschritte getrieben zu werden, die dafür bestraft wurden, daß sie sich von dem einen hatten berauben lassen, indem der andere sie noch mehr beraubte. Ein jeder stachelte die Chinesen dazu an, gegen die Forderungen des anderen scharf aufzutreten und ihm nichts nachzugeben, aber im entscheidenden Moment ließ man die Chinesen stets im Stich, es wurde ihnen nie wirklich geholfen, sondern man überließ sie der Gnade des anderen und stellte dann das Gleichgewicht wieder her, indem man selbst mit neuen Forderungen kam.

Ich habe nirgends so sehr wie in Peking den Erfolg verachten gelernt, weil ich einmal ganz aus der Nähe gesehen habe, womit er erreicht wurde, von den einen durch Bestechung, von den anderen durch Drohen mit roher Gewalt. Die armen Chinesen sind nun einmal gegen Geld und Kanonen, innerlich und äußerlich, überstandslos. Setzen sie sich aber einmal zur Wehr, so steckt immer eine andere Macht dahinter, die eben mehr bestochen oder mehr gedroht hat, von der mehr zu gewinnen oder mehr zu fürchten war. Ich erinnere mich sehr gut, wie Ihr Freund Li Hung Schang sich ein paarmal fremden Forderungen widersetzte und auch wirklich nicht nachgab. Das war eben, weil hinter ihm eine andere fremde Macht stand, vor der er noch mehr Angst hatte als vor den Fordernden. Und die ganze europäische Erbarmlichkeit kam dannutage, indem man wohl über Li Hung Schang herfiel, die fremde Macht aber unerwähnt ließ - weil man vor der eben selbst auch Furcht hatte.

Die Pekinger Luft hat nun einmal einen ganz besonderen Einfluß auf die weißen Männer: entweder sie werden dort chinesischer als die Chinesen und zu leidenschaftlichen Freunden und Verteidigern Chinas wie die meisten Dolmetscher, Zollbeamten und Diplomaten der alten Schule, oder, und das sind die Jüngeren, sie werden von einem Taumel des Übermenschens erfaßt, der in einer grenzenlosen Verachtung alles Chinesischen wurzelt. Sie predigen, man solle zugreifen, sich nehmen, was man brauche, einzig das tun, was die eigene Herrenmoral fordere, denn

so allein können Nationen und einzelne groß werden. Der Kern der Sache ist, sie trachten danach, einem anderen unrechtmäßigerweise
etwas fortzunehmen. Dazu werden die großen Worte »Patriotismus, Expansion, neue Absatzgebiete, Stützpunkte« ausgekramt - und
dazu drapieren sich ganz harmlose Bureokratenseelen als Cesar Borgias, als Schüler Macchiavellis und Nietzsches. Aber das Herrentum läßt sich
nur improvisieren, solange man ausschließlich mit Chinesen zu tun hat; wird die Lage ernster, stehen hinter den Chinesen Mächtigere, dann tritt
eine sehr unherrenmäßige Nervosität an die Stelle der Kraftmenschenpose. - Trotz allem, was darüber gesagt wird, sind wir eben keine
Generation der Übermenschlichen. Wir sind Zweifler, Spötter, zufriedene - im Übermenschtum fehlt uns das Zeug. Dazu müßten wir vor allem an
uns selbst glauben - und wer tut das heute noch? - Sind wir ehrlich, so haben wir uns doch alle als armselige Blechbüchsen erkannt - vielleicht
imponieren wir noch den Wilden, uns selbst aber doch sicherlich nicht.

Romp. 1899.
Im Eisenbahnhöfe. Oktober 1899.

Lieber Freund, wir haben das reizende Bäriff verlassen. Die Bergketten, die tieferen grünen Wälder liegen längst hinter uns. Einen ganzen Tag schon fahren wir durch die weite Ebene. Wir haben im Fenster hinausgeschaut, haben hier und da ein paar Seiten eines Buches gelesen und die anderen Reisenden beobachtet. Nun wird es Abend, die Schatten werden länger, und im fernen purpurnen Westen neigt sich die Sonne anderen Weltenu. Mir ist, als ob graue Wesen aus der Erde aufsteigen, die mich stumm anblicken und in deren toten Augen ich die Frage lese: »Was hast Du aus uns gemacht?« Es sind Pläne und Hoffnungen, Träume, Wünsche und Ideale - lauter Dinge, mit denen wir vor langen Zeiten, am frühen Morgen des Gebens, die Fahrt begannen, die wir damals hüteten, als das kostbarste, was wir mit uns nahmen, als unseren höchsten Besitz. Es war, als gehörten uns seltene, goldige Samenkörner, aus denen ein märchenhafter Garten entstehen sollte, voll schöner, noch nie dagewesener Blumen. Aber statt einen Garten anlegen zu können, haben wir im Laufe der Reise die Samenkörner alle allmählich am Wege verloren, die einen früh, die anderen spät. Manche sind verschwunden, ohne daß wir es selbst recht merkten, wie Träume, die beim Erwachen verweht sind, niemand weiß wohin, die Erinnerung an sie sogar ist tot. Um andere haben wir gekämpft und wollten sie durchaus festhalten, sie sollten ja die stolzen oder liebsten Schmuck des künftigen Gartens werden - und wir haben sie doch hingeben müssen, haben auch sie verloren in bitterem, alle Freude vernichtendem Schmerz.

In den Mühen und Sorgen des täglichen Gebens, die uns wie Opium vom Schicksal gegeben werden, um die größeren Leiden zu vergessen, denken wir kaum all des vielen Verlorenen. Aber an den Abenden langer Reisetage, wenn das Buch der Hand entgleitet und wir müde aus dem Fenster hinstarren, wenn der Zug durch weite Ebenen braust und sein Schatten, riesengroß verlängert, über der wehenden Grasfläche neben uns dahineilt, wenn überall um uns die festen Formen sich auflösen und verschwimmen in dämmerigem Grau - dann greifen uns unsichtbare Hände kalt ans Herz, unendliche Wehmüt, vergebliches Sehnen, bitteres Erinnern erfüllen uns ganz. Das ist die Stunde, wo Verlorenes, Totes aufsteht, wo wir plötzlich gewahr werden, wie arm wir geworden.

Der geträumte Märchengarten liegt plötzlich wieder vor uns, so schön, so beglückend, wie wir ihn einst geplant, in jener Zeit, da wir das felsenfeste Bewußtsein hatten, zu ganz Besonderem berufen zu sein; aber statt der damaligen Zuversicht, statt des Glaubens an uns und unsere Bestimmung, erfüllt uns heute nur bitteres Weh; wir wissen ja, daß wir all die goldigen Blümensaaten verloren haben, die einen erstarrten in Eis und Schnee, die anderen verbrannten in sengender Glut - nimmer werden sie keimen und blühen. Mit Nichtigkeiten und Eitelkeiten sind die

Jahre verstrichen, wir haben sie vergeudet in der Jagd nach dem Wesentlichen und vertrauert in den Sumpfen der Entmutigung - und darüber ist das Höchste und Beste in uns gestorben, das Kostbarste ist verlorengegangen.

Und nun ist es zu spät!

Wir möchten die Zeit anhalten, zurückeilen, nochmals anfangen und alles so ganz anders und besser beginnen! Aber nie können die Räder

die Zeit sich für uns rückwärts drehen, und der Zug braust unaufhaltsam über die Ebene weiter; wie ein Ungeheuer breitet sich sein Schatten über die

Fläche, wie ein Ungeheuer führt uns das Schicksal eilend weiter. Willenlos müssen wir ihm folgen, die wir nicht stark genug waren, selbst

Schicksal zu werden, die wir die Jahre vergeudet und dann vertrauert.

Und die ganze Fahrt - wohin? wozu? - Selig, wer sich aus der Kette der Verluste, als Opium letzter Stunde, den Glauben an ein Ziel

gerettet.

New York, Oktober 1899.

Lieber Freund! Nach viertägiger Fahrt sind wir endlich hier eingetroffen. Müde und verstaubt kamen wir gestern abend an und fuhren gleich

nach dem Waldorf Astoria. Ich wartete in der großen Halle des Hotels, während mein Bruder sich nach unseren Zimmern bei den

Direktoren erkundigte, die wie Kronjuwelen oder Verbrecher hinter Gittern sitzen. Während ich so wartete, bildete sich allmählich ein

Gedränge um mich, das ich mir nicht zu erklären wußte, da ich mich weder schön noch abschreckend genug fühlte, um ein derartiges Interesse

bei meinen Mitmenschen zu erregen. Das Rätsel löste sich aber bald. Nicht ich, sondern unser chinesischer Diener Ta-kwan-li war der

Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit. Während er gleichmütig neben mir stand, in jeder Hand eine Reisetasche, auf seinem guten runden

Gesicht den Ausdruck vollkommener Indifferenz, und die kleinen geschlitzten Augen so zugekniffen hielt, als lohne es sich gar nicht, sie zu

öffnen, um diese ganz neue Welt zu betrachten. Gestanden Herren und Damen um ihn herum, riefen andere herbei, ihn auch zu begaffen, und

tauschten allerhand Bemerkungen über sein Äußeres aus. Der Orientale, dem doch alles so gällich neu und befremdend sein mußte, war dem

westlichen Menschen mal wieder ganz überlegen durch seine angeborene und erzogene Ruhe. Er zeigte weder Erstaunen noch Neugier und sagte

nur: »Wenn sie mich genug betrachtet haben, werden sie wohl aufhören.«

Die unmittelbare Folge von Tas Aufsehen erregender Anwesenheit war, daß sich sofort Reporter der verschiedensten Zeitungen bei uns melden

ließen. Sie waren voller Neugier, China und besonders die alte Kaiserin betreffend, über die sich nach dem Staatsstreich offenbar wahre

Sagenkreise gebildet haben. »Ob wir an den Fortbestand Chinas glaubten? Ob es zu einer Aufteilung kommen würde? Ob Li Hung schang

wirklich in russischem Solde stände? Welchen Mächten die Kaiserin zuneige?« Wir suchten uns aus all den verfänglichen Fragen herauszuziehen, indem

wir wiederholten, daß wir ja keine Diplomaten, sondern einfache Privatleute seien - aber es war schwer, diese professionellen Frager

loszuwerden. Schließlich ließen wir durch Ta jedem neuen Besucher sagen, daß wir von der Reise sehr müde seien und niemand mehr sehen könnten.

Da hörten wir denn durch die Tür, wie sie nun mit Ta ein Kreuzverhör stellten. Besonders wollten sie wissen, wie ihm New York

gefalle, was ja immer die erste Frage ist, die Amerikaner stellen. Ta entwickelte wieder die größte Ruhe und würdevolle Zurückhaltung, indem er

antwortete, er sei ja eben erst bei Nacht angelangt und habe noch nichts erblicken können, es schein ihm aber, daß die Amerikaner noch

nicht viel Leute aus fremden Ländern gesehen hätten.

Heute morgen stand ich ganz früh auf, setzte mich ans Fenster und sah die große Stadt erwachen. Wir wohnten im achten Stock, die Menschen

unten in der Avenue sehen wie Ameisen aus, und dabei sind wir noch nicht auf der halben Höhe des Hotels. Über seinem letzten Stockwerk ist eine Terrasse angelegt, ein sogenannter Dachgarten, wo man in den heißen Sommernächten Musik hören, kalte Getränke einnehmen und ein bißchen kühle Brise einatmen kann. Auf mehreren der höchsten Gebäude der Stadt, den achtzehn, zwanzig und noch mehr Stockwerke hohen Himmelskratzern, sind solche Vergnügungslokale errichtet - hell erleuchtet, scheinen sie nachts wie unbewegliche Ballons im dunkeln Himmel zu hängen. Von unseren Fenstern aus haben wir einen schönen weiten Blick auf die Fünfte Avenue und die Dreiunddreißigste Straße, bis auf das Wasser des East River, auf dem früh noch nächtlicher Nebel lagert. Das Astorsche Haus, uns unmittelbar gegenüber, das ich vor Jahren so massiv und prächtig fand, ist längst überflügelt durch die neuesten Riesenbauten. Aus dem bläulichen Morgendunst tauchen sie auf wie Werke eines neuen Geschlechts, voll noch ungeahnter Möglichkeiten, wie die Schlösser künftiger Märchen, gigantisch, himmelstürmend und schön in ihrer Art, weil sie so vollkommen zuweckernd sind.

Das erste, was ich heute tat, war, mich mit der Aus schmückung meines äußeren Menschen zu beschäftigen, denn ach, im Sonnenlicht westlicher Zivilisation besehen, erscheint meine chinesische Garderobe doch nicht ganz up to date. Ich fürchte, ich werde die Werke Tientais, dieses eizigsten Pekingerschnaiders, der für die Europäer alles fabrizierte, von Fracks bis zu Maskenkostumen, Ballkleidern und Layetten, nur noch als Reliquien vergangener Zeiten bewahren. Als ich heute in die Salons eines großen Schneidergeschäfts trat und wahrscheinlich schlanke Damen mit kunstvoll frisierem, rotgoldnem Haar die letzten Modehöpfungen anlegten und darin vor mir zwischen langen Spiegelreihen auf und ab stolerten, mußte ich lächeln in Gedanken an das letzte Schneideratelier, in dem ich vor wenigen Wochen noch gewesen - das Atelier Tientais. Ein paar Schritte von der englischen Gesandtschaft lag es, dicht an der Brücke, die über den Kanal führt. Aus dem Sumpf und den Löchern der Straße konnte man sich auf die Karikatur eines Trottoirs retten, das auch nur aus ein paar übereinandergeworfenen Steinen bestand. Schaute man durch die offene Tür in die Schneiderhütte, so sah man ein niedriges Zimmerchen, dessen Wände mit Modebildern besteckt waren! Mehrere Chinesen saßen darin, eifrig nähend an Herren- und Damenkleidern; in einem Winkel lag ein Haufen englischer Stoffe, die zu »Nummer-Eins«-Kostumen verarbeitet, von der Pekingerschnaiderei europaischen

jeunesse dorée bei den Frühlings- oder Herbst-Rennen eingeweiht wurden. Andre Städtchen! andre Mädchen! Wie würde Tientai läunen, wenn er hörte, daß die Säle mit den Spiegelscheiben, vor denen die blonden Houris auf und ab paradieren, die Behausung eines amerikanischen Tientais sind. Als ich meinen Namen und meine Adresse angab, ertönten kleine Schreie freudigen Erstaunens von der Diretrice, den Verkäuferinnen und den

zu Ihnen: »Was, Sie sind die Dame, die gestern aus Peking angekommen ist?« »Wir haben es alles in den Morgenblättern
 gelesen.« »Sie wohnen im Waldorf und haben einen Chinesen mitgebracht.«
 Alle wollten mich nun bedienen, und jede hatte eine andere Frage über China und vor allem über die alte Kaiserin; die Existenz anderer Kunden
 schien vergessen. Aber die Direktrice, Madame Blanche, führte mich in einen kleinen Nebensalon, und während ich die ausgewählten
 Kleider anprobierete, schwirrten die Fragen an mich und Weisungen an die Rock- und Taillearbeiterinnen wirr durcheinander.
 »Und ist die alte Kaiserin wirklich eine so böse Frau?«
 (»Miß Caroline, bitte die Taille etwas enger.«)
 »Wir haben so viel Sympathie für den armen kleinen Kaiser.«
 (»Miß Harriet, bitte, straff über den Hüften und von den Knien an weit und faltig.«)
 »Ist es wahr, daß sie ihn auf einer kleinen Insel gefangen hält?«
 (»Recht weit über die Büste, Miß Caroline, das Fichu voll drapiert, du flou toujours du flou.«)
 »Was kann man aber auch von einer Heidin erwarten!«
 (»Miß Harriet, den Rock recht lang, das gibt etwas Schwebendes.«)
 »Und hat der Kaiser wirklich dreihundert Frauen?«
 (»Die Ärmel enger, Miß Caroline.«)
 »Natürlich haben Sie die Kaiserin gesehen! Wie interessant muß das gewesen sein! Aber von Toilette haben die Damen des Peking Hofes
 wohl nur wenig Idee?«
 (»Mehr Grazie im Faltenwurf, Miß Harriet, soignez la ligne.«)
 »Saß die Kaiserin wirklich auf einem goldenen Drachen?«
 (»Miß Caroline, il faut avantager madame.«)
 »Nein, es geht doch nichts über reisen und fremde Völker sehen. Aber man darf sie natürlich nicht wie uns beurteilen - es sind ja
 nur arme Heiden!«
 (»Miß Harriet, nehmen Sie noch einmal genau die Maße.«)
 »Seien Sie versichert, daß wir alles aufs beste für Sie liefern werden. Wir interessieren uns außerordentlich für Sie. Wir haben noch nie eine Kundin gehabt,

die bei der Kaiserin von China gewesen ist.«

Und so verdanke ich es denn der Kaiserin von China, wenn meine New Yorker Kleider wirklich ganz besonders schön ausfallen!

New York, Oktober 1899.

Lieber Freund! Haben Sie je von Charles William O'Doyle gehört? anders auch »Chinalack-O'Doyle« genannt? Dieser 50-fache

Millionär, der heute an der Spitze der größten Eisenbahnen steht, der Bergwerke, Schiffe und Ländereien, groß wie ein

Königreich, besitzt, hat seine Laufbahn vor Jahren als Apothekergehilfe in San Francisco begonnen. Wie er dahin gekommen,

wer seine Eltern waren, zählt er heute wahrscheinlich niemand - aber Geduld, die nächste Generation der O'Doyles wird gewiß entdecken,

daß die Vorfahren von Charles W einst angesehene Großgrundbesitzer in Irland gewesen, unter Cromwell ihres katholischen Glaubens halber

verfolgt wurden, verarmten und, vom grünen Eiland vertrieben, nach Amerika auswandern mußten.

In Amerika wird jetzt alles fabriziert, wie in Europa - auch Stammbäume! Charles W legte den Grund zu seinem Vermögen durch einen

wahrhaft genialen Einfall. Er hatte in San Francisco Gelegenheit, die Chinesen zu beobachten, die damals noch massenweise frei nach

Kalifornien einwandern durften und ebenso massenweise nach ihrem Tode in großen schweren Holzsärgen nach

Kanton zurückbefördert wurden. Chinesen glauben ja nun einmal, nur im eigenen Lande regelrecht begraben werden zu können. Aber die

schweren Holzsärge und der teure Transport verschlangen oft alles, was sich der Tote während Jahren erspart hatte, um großen Ärger

der bezopften Erben. Da erfand Charles W einen eigenen Lack, den er zuerst an allerhand toten Tieren ausprobierte. Damit gestrichen,

konserviert sich jeder Tote monate-, ja jahrelang; er dörrt vollkommen aus, wird hart wie Stein und erscheint, als sei er mit

einer gelben Lederhaut überzogen. Charles W nahm ein Patent auf seinen »Chinalack«, und damit gestrichen legten nun Tausende toter Chinesen

den Weg nach Kanton zurück. Die teuren, nach chinesischem Muster in San Francisco gefertigten Holzsärge waren erspart und der Preis

der Überfahrt bedeutend verringert, denn man konnte nunmehr die toten Chinesen wie Sardinen in irgendeinem Schiffswinkel fest aufeinander

pressen und unterstauen, und sie kamen vollkommen unversehrt daheim an, den hart gedörrten gelben Enten ähnlich, die als große Delikatesse

im San Franciscoer Chinesenviertel feilgeboten werden.

Dies war die Grundlage der O'Doyleschen Millionen!

Seitdem macht Charles W Geschäfte in allen Ländern der Welt, er ist längst aus San Francisco fortgezogen und nach New York übersiedelt,

aber er ist mit China stets in besonderen Beziehungen geblieben. Es wird gemunkelt, daß er, abgesehen von seinen großen chinesischen Bank- und

Bahninteressen, durch die Dankbarkeit seiner ersten chinesischen Klienten, denen sein Chinalack manch kleine Erbschaft erhalten, Anteile an

kantonesischen Pfanzustuten, Teehäusern und Blumenbooten erworben hat. Mein Bruder kannte ihn schon lange, hat auch von Peking aus
 Beschäfte mit ihm gemacht, und so war denn Charles W. O'Doyle einer unserer ersten Besucher im Waldorf Astoria, und gestern Abend waren
 wir am Diner bei ihm.
 Sein Haus liegt dicht am Central-Park. Es hat hohe Türme und eine breite Bogen-Loggia, von der aus man in die herbstlich gefärbten
 Bäume des Parks und auf den fortwährenden Strom der vorbeifahrenden Equipagen blickt. Auf dem mit blitzenden Kupferplatten belegten Dach
 stehen zwei große Bronzereiter, ähnlich wie auf dem deutschen Reichstagsgebäude, bei denen man sich auch immer staunend fragt, wie sie
 wohl da hinaufgeraten sind. Die Haustür ist massiv geschnitten und entstammt einem alten befestigten Hause bei Golconda; sie ist mit weit
 vorspringenden eisernen Spitzen versehen, die einst dazu dienten, den Anprall feindlicher Elefantenreiterei aufzuhalten. Durch diese Tür tritt
 man in eine weite, weißgoldene Halle. Zwei ägyptische Mumienkasten, reich bemalt und vergoldet, mit Deckeln, deren obere
 Enden Sperberköpfe darstellen, stehen aufrecht, wie Schildwachen zu beiden Seiten einer wunderbaren Malachittreppe, die zu den oberen
 Stockwerken führt.
 Es ist eine weltbekannte Treppe über die die Lebemänner zweier Kontinente geschritten; führten ihre Stufen doch einst zu jener berühmten Aspasia
 des zweiten Kaiserreiches, der sie ein russischer Großfürst geschenkt. In der großen débauche, die das Kaiserreich verschlang,
 verlor auch jene Dame. Ihr mit Stützen gefülltes Haus ward während der Belagerung von Paris durch feindliche Kugeln zerlöchert und dann von
 Kommunarden geplündert. Ein armenischer Antiquar, der mit richtiger Witterung guter Gelegenheiten in Paris in einem Keller versteckt geblieben war,
 erwarb in jenen Tagen für ein Spottgeld die Malachittreppe, und von ihm hat sie der jetzige Besitzer erstanden.
 Gepuderte Diener mit respektablen englischen Gesichtern standen sich auf den Treppenabsätzen summi gegenüber.
 »Als der Herzog von Hardup neulich verkrachte,« erklärte mir Charles W. O'Doyle, »habe ich nach London telegraphiert und
 seine ganze Dienerschaft überkommen lassen - so war ich doch sicher, Leute zu haben, die in einem ständigen Hause trainiert worden sind.«
 O'Doyle ist ein breitshultriger, stämmiger Mann. Sein, rotes, glattrasiertes Gesicht ist unter dem Kinn bis zu den Ohren von einem kurzen
 Bart umgeben, der einer Halskrause ähnlich sieht. Große Perlen prangen auf dem Hemde, eine Kette mit allerhand seltenen Berlocks
 hängt ihm quer über dem Magen. Mit dem spitzen, vorspringenden Bäuche, über dem sich die breiten haarigen Hände, von kostbaren Ringen
 funkelnd, kreuzen, mit dem gutmütigen, halb irischen, halb Yankeeidialekt, in dem er fortwährend von seinen verschiedenen Kunststücken und ihrem
 Ursprung spricht, hält man ihn erst für einen eingebildeten, aber harmlosen Narren, bis sich unter den beschügigen Augenbrauen einmal die

schläfrig gesenkten Lieder heben und man eine Sekunde lang in die seltsamen Augen blickt; kalt und lauernd sind sie, wassergrün mit kleinen

dunklen Flecken, wie die gesprenkelte Schale von Kiebitzeiern -; hat man einmal in sie hineingeschaut, so glaubt man gern eine jede der

vielen Geschichten, die über O'Doyles Skrupellosigkeit im Gelderwerb kursieren.

Mrs O'Doyle merkt man es auf den ersten Blick an, daß sie aus der früheren Lebens Epoche ihres Mannes stammt, und daß sie sich unter ihrer

Perlenlast und zwischen den gepuderten Dienern nicht recht wohl fühlt. Von Zeit zu Zeit schaut sie ängstlich nach ihrem Mann, wenn sie sich einer

besonderen geschäftlichen Schwierigkeit gegenüber sieht, oder wenn sie fürchtet, eine Dummheit gesagt zu haben. Ihr ängstliches, um Vergebung flehendes

Benahmen und die kalten, lauernden Augen von O'Doyle - welche Faktoren für eine jener häuslichen Tragödien, die sich täglich neben

uns abspielen, ohne daß wir es ahnen!

Die arme Frau hat es nicht einmal fertiggebracht, dem Hause O'Doyle Erben zu schenken - und Charles W hat deshalb einen Neffen und eine

Nichte an Kindesstatt angenommen. Der Sohn war nicht anwesend, dagegen die Tochter, Prinzessin von Armenfelde, die zurzeit mit ihrem Mahne in

Scheidung liegt, weil Charles W den stets von neuem ver schuldeten Schwiegersohn nicht zum viertenmal von seinen Gläubigern retten will. So muß

sich denn die Prinzessinscheiden lassen, ob sie selbst will oder nicht. Sie wird den Namen ihres Mannes behalten, und Charles W findet, daß er ihn

allmählich teuer genug bezahlt hat. Es war übrigens amüsant, zu beobachten, wie sehr die »Prinzeß« der ganzen Familie imponiert, obschon sie doch

vor ein paar Jahren auch noch eine einfache Miß O'Doyle war, die aus einer Anzahl armer Verwandter zur Adoption heraufgezucht

wurde.

Zwei entfernte junge Vettern von Mrs O'Doyle waren auch anwesend. Der eine erfreute sich der klangvollen Vornamen

Washington Montgomery. Ich war ganz gespannt, welcher Familienname für solchen Anfang hochtrabend genug sein würde, und denken Sie

sich, er heißt Baggs. Washington Montgomery - Baggs! Es ist ein Sprung wie von einem Palais am Central-Park in

eine Mietskaserne der neunten Avenue!

Während die Gäste sich versammelten zeigte mir Washington Montgomery einige der wundervollen Bilder, die in den Salons hängen,

und die in seinen Augen hauptsächlich deshalb Wert haben, weil sie meistens aus historischen Sammlungen fürstlicher Häuser stammen, die unter dem Hammer

endigten.

Der zweite Vetter, auf dessen Namen ich mich nicht entsinne, ist offenbar erst ganz kürzlich in das O'Doylesche Millionenreich verpflanzt

worden. Als Champagner serviert wurde, ward er ganz aufgeregt und rief laut über den Tisch: »Drink, drink, gentlemen, whilst

it's fizzing!«
it's fizzing!«

Der Speisetisch war übrigens ein wahres Entzücken. Ich habe noch nie eine solche Fülle von Orchideen gesehen, außer vielleicht in dem Botanischen Garten von Kalkutta. Ich hätte sie gern alle einzeln bewundert: die langen weißen Dolden, die vom Kronleuchter herabhingen, die grünlichen, braungeäderten, die wie kleine samtige Schuhe aussehen, in denen Feen nachts im Mondschein tanzen; die großen blaßlila, die auf ihren hohen Stengeln so stolz und abwehrend erscheinen, bis man ihre verlangend geöffneten purpurnen Lippen gewahrt. Orchideen kommen mir immer vor wie manche schöne Frauen, in deren Nähe man gleich fühlt, daß sie wunderbare, geheimnisvolle Dinge erlebt haben müssen! Ich wünschte, ich verstünde die Orchideensprache! Es werden darin gewiß die seltsamsten Geschichten erzählt.

Bei diesem New Yorker Diner fehlte es übrigens auch nicht an Geschichten. Beim Öffnen der Servietten fiel jedem Gast ein Etui in die Hand, das irgendein Taschenkästchen enthielt: Manschettenknöpfe, Portebonheurs, Nadeln, Schnallen. Alles im modernsten art

nouveau-Geschmack! Kolonel Patterson, der bisherige amerikanische Vertreter in Kairo, rief seinem alten Freund O'Doyle über den Tisch: »Aber Charles, wozu hast du denn das gemacht? Hier ist doch niemand, der bestochen werden soll!«

Darauf stürzte sich der Kolonel in eine Flut türkischer Bezeichnungs geschichten, die mir aber ziemlich nah erschienen, weil ich drei Jahre lang chinesische Bezeichnungs geschichten gehört habe und der fernste Osten darin dem näheren Orient doch noch über ist. Der Prinzess, die nie die Gegenwart der Herzoglich Hardupschen Diener vergißt, war diese Konversation offenbar unangenehm, sie suchte den Kolonel davon

abzulenkten und fragte ihn, welche bedeutenden Leute er in Kairo gekannt habe, worauf sie die Antwort erhielt: »Well, Mrs.

Princess, es ist ein Mann, der Cromer heißt, who bosses the show, - außer ihm war ich da.«

Und nun, lieber Freund, genug aus diesem Vanity Fair!

Möchte mein Brief Sie wohl antreffen, wo Sie auch sein mögen, und möchten Sie nicht gar zu lang dort bleiben, wo

»dort« auch sein möge, da es doch auf alle Fälle von mir sehr weit fort ist!

New York, November 1899.

Lieber Freund! Heute besuchten mich der alte Mr. Bridgewater und seine Töchter. Er hatte lange Jahre in Europa zugebracht und war amerikanischer Gesandter in Petersburg, woher mein Bruder und ich ihn kennen. Jetzt lebt er mit seinen Töchtern ganz in New York und in Tuxedo Park. Er steht hier an der Spitze großer, wohlthätiger Institutionen, schriftstelt und reist häufig nach Europa, mit jener amerikanischen Leichtigkeit, die eine Art Gottähnlichkeit an sich hat, da sie über Raum, Zeit und Geld erhaben zu sein scheint.

Mr. Bridgewater erzählte mir von der großen Veränderung, die sich in Amerika seit dem Kriege gegen Spanien in der öffentlichen Meinung und in den politischen Anschauungen mitzogen habe. Diese Veränderung drückt sich in einem enorm gesteigerten Selbstgefühl aus. Die ganze Nation ist vom Glauben, zu etwas Besonderem bestimmt zu sein, erfüllt, ein Glaube, durch den schon so viel Großes auf der Welt erreicht worden ist. Sie fühlt sich als politisch Erwählte des Herrn. Und es ist eine ganz amüsante Mischung der Gefühle, vor denen man als Zuschauer steht: ganz trocken prosaische Berechnungen von künftigen Handelsvorteilen, die errungen werden sollen, und daneben eine beinahe religiöse Begeisterung für den Beruf, anderen Licht und Freiheit zu bringen, aber nicht etwa nur den wilden Völkern - da haben wir ja alle dieselbe Pretension, Händler und politisch-religiöse Apostel zu sein, - sondern gerade auch uns armen, unnachteten Europäern. Amerika fängt an, nach allen Seiten seine Fühlfäden auszustrecken - kann wahrscheinlich gar nicht anders, denn man empfängt hier den Eindruck einer angesammelten Kraftfülle, die ungeduldig auf den Moment wartet, sich zu betätigen, der dabei gar keine Wahl bleibt, sondern die durch die Logik der Dinge getrieben werden wird, sich weitere Grenzen zu suchen, sich in immer neuen Weltfragen geltend zu machen.

Wie der einzelne Amerikaner sich schon seit jeher stets den Besten jedes anderen Landes gleichgeföhlt hat, und sein persönlicher Unternehmungsgest keine Schranken kannte, so hält sich Amerika jetzt als Nation auch für fähig und berechtigt, alles zu erringen, was es will. Und was Amerika will, ist die Welt. Die Welt will ja jeder, der auch nur die geringsten Chancen hat, sie zu besitzen - und die Chancen Amerikas sind unheimlich gut! Schon deshalb haben die Amerikaner so viel Aussichten, ihre Ziele zu erreichen, weil sie alles mit ihrem großen Sinn fürs Praktische, ihrer angeborenen Organisationsgabe anfassen; weil es eine Nation selbständiger Menschen ist, die individuell genommen, dem Europäer überlegen sind. Ursprünglich kamen sie ja gerade von jenen ab, denen es in Europa zu eng und zu unfrei war, von denen, die durch ihr Unabhängigkeitsgefühl in neue Welten getrieben wurden, wo sich ihre Persönlichkeit ungehemmt entfalten konnte. Diese ererbte Eigenschaft bildet den Grundzug der neuen Rasse, und es hat sich in ihr eine ganz andere Initiative und persönliches Verantwortungsgefühl ausgebildet

als im alten Europa. Vor allem anderen lernen die Amerikaner für sich selbst zu sorgen und sich nicht auf die Führung anderer zu verlassen.

Eine Folge ihrer kräftigen Jugendlichkeit ist es, daß sie die politische Nervosität, an der man in Europa so oft leidet,

noch nicht kennen. Die in manchen europäischen Rändern so beliebte Beschwichtigungsformel: »Laßt nur die anderen koloniale Gebiete

erobern, sie werden schon dran verbluten«, ist den Amerikanern ganz fremd. Eine Auffassung, die ungefähr so klingt, als ob ein

Eunuch sich damit trösten wolle, daß man durch Liebesaffären mitunter in Unannehmlichkeiten geraten kann. Die Nordamerikaner dagegen haben

vorläufig durch Verkündung der Monroe-Doktrin ihren ganzen Erdteil für Tabu erklärt, sie möchten aber am liebsten diese

Doktrin auf die ganze Welt ausdehnen, wobei sie besonders den fernen Osten im Sinn haben, seitdem sie dort Fuß gefaßt haben. -

Vorläufig spricht man in Amerika freilich nur von friedlicher, kommerzieller Expansion, aber Überschnungen kann es auf diesem Wege

leicht geben, denn seit dem spanischen Kriege gibt es in Amerika eine Partei, die keine Scheu mehr vor europäischen

Mächten kennt und sich allen ebenbürtig glaubt. Diese Leute würden bereit sein, es mit jedem anzunehmen und, wie Mr Bridgewater durchblicken ließ,

am liebsten mit dem, den sie für den gefährlichsten Konkurrenten halten. Mr Bridgewater warf die Bemerkung hin, daß an England als möglichen

Feind am wenigsten gedacht werde. Mit ihrer einstmaligen Mutter würden die Amerikaner am liebsten gemeinsame Sache machen, um eine Art

politischen Riesentrust zu schließen, zur endgültigen Regelung der Welt.

Das ist das Weltzukunftsbild, wie es mir ein Amerikaner entwarf. Ich sende es Ihnen in jenes Land, dessen urprosaische, enthusiastische

Söhne nur in den Sorgen der täglichen Gegenwart aufgehen und nie Spekulationen über die Zukunft aufstellen scheinen. Und doch könnten

vielleicht gerade diese, allen Zukunftsgedanken so abgewandten Leute in der Weltzukunft ein großer Faktor werden - - denn über uns

allen steht das Schicksal, und es läßt Handlungen und Gedankenströmungen, einzelne Menschen und Völker oftmals genau den entgegengesetzten

Zwecken nützen, denen sie ursprünglich dienen wollten.

New York, November 1899.

Lieber Freund!

Wir haben einen sehr angenehmen Abend bei Bridgewaters verbracht. Schon ihr Haus zu sehen, ist eine wahre Freude. Alle Räume sind mit individuellem Geschmack eingerichtet und mit vielen schönen Dingen geschmückt, die Mr. Bridgewater und seine kunstsinigen Töchter auf ihren Reisen gesammelt haben. Das Haus hat seine eigene Physiognomie, viel Erlebtes liegt darin, und es bleibt uns in der Erinnerung, wie eine ausgeprägte Persönlichkeit. Der alte Mr. Bridgewater ist in diesem Hause geboren und bewohnt es jetzt mit Kindern und Enkeln - das ist in New York an sich schon eine Merkwürdigkeit.

Nach dem Doyle'schen Fest war dieses Diner wie die Offenbarung einer anderen amerikanischen Welt - und beide Häuser liegen doch nur ein paar Blocks voneinander entfernt! Wir hören aber so viel von der amerikanischen Gleichheit reden, davon, daß der Präsident aller Welt die Hände schüttelt, daß wir leicht auf den Gedanken kommen könnten, die amerikanische Gesellschaft sei eine einzige gleiche Brühsuppe, aus der, als Klöße, nur etliche Vanderbilts herausragen. Aber ganz im Gegenteil. Die hiesige Gesellschaft zerfällt in zahllose verschiedene Koterien, die himmelweit voneinander entfernt sind. Es sind ja alles Amerikaner, und gewisse Rasseigenschaften werden sie wohl gemeinsam haben, aber zwischen der

Doyle'schen und der Bridgewater'schen Koterie z.B. ist ein Unterschied, wie zwischen einem rohen Stück Rindfleisch und einem im Café Anglais servierten Tournedos à la Rossini. Und die Tournedos achten strengstens darauf, daß niemand von den Rindfleischens sich

bei ihnen einschleudere. Im Sinn für aristokratische Exklusivität haben die Amerikaner uns vielleicht schon überflügelt. Ein jeder, der etwas auf sich hält, muß hier in der Wahl seines Umgangs auch deshalb selbst so streng sein, weil die Amerikaner niemand haben, der die nötige

erhabene Stellung einnimmt, um einem anderen den allgemein gültigen sozialen Segen erteilen zu können. Ich hörte kürzlich eine Amerikanerin sagen, das sei in europäischen Städten, wo es Höfe gibt, so bequem, da könne man ruhig all die Leute

kennen, die zu den kleinen, auserlesenen Hofgesellschaften befohlen würden (nicht etwa zu den großen Aufschneefesten, da liefest du vieles mit durch); aber von denen, die auf der kleinen Liste ständen, könne man mit Sicherheit annehmen, daß sie sozial wünschenswert seien. Aber in Amerika gibt es kein offizielles soziales Haarsieb.

Bei Mr. Bridgewater wird offenbar sehr fein gesiebt, und ich habe da angenehme Menschen getroffen. Ich glaube, die Gäste waren alle reich. Ich habe aber für diese Annahme nur den einen Anhaltspunkt, daß sie vieles als durchaus selbstverständlich ansahen, von dem ich weiß, wie sehr

teuer es hier ist. Keiner von ihnen erwähnte Geld oder Geschäfte. Ich glaube, man könnte ihren »set« den der Geistesaristokratie
 nennen. Nur darf man in diesem Fall den Begriff Geistesaristokratie nicht mit Schlapphüten, übergeknöpften Marinetten und Smoking-Jacken
 am Vormittag in Verbindung bringen.
 Ich saß bei Tisch neben einem Mr Astruther, der im Klub der vierzig amüsantesten Männer New Yorks gehört. Er war recht nett und
 unterhaltend, äußerte aber leider nichts so erstaunlich Amüsantes, daß es nicht auch außerhalb dieses Klubs hätte erdacht werden können. Ich wartete
 den ganzen Abend darauf, wie auf das Bukett beim Feuerwerk. Aber es stiegen nur einige Raketen auf.
 Es gehört doch Selbstvertrauen dazu, sich um die Mitgliedschaft dieses Klubs zu bewerben! Ich fragte, was man denn täte, wenn man
 blackballiert^s - würde, und ob man dann sein Lebenlang die Etikette trüge, ein langweiliger Mensch zu sein? Mr Astruther
 antwortete: »Dann geht man nach Hause und schreibt ein bescheites Buch und nennt es: a clever book by a bore.«
 »Das ist möglicher, als es zuerst klingt,« meinte Bridgewater, »denn es ist leichter, ein bescheites Buch zu schreiben, als im täglichen
 Leben amüsant zu sein - Bücher werden mit dem esprit d'escalier geschrieben, der häufig vorkommt, amüsant ist man durch die viel
 seltenere Gabe der repartie, und vor allem durch Sinn für Humor.«
 »Und wegen dieses Sinns für Humor sind amüsante Menschen eigentlich nie lustige Menschen,« sagte Astruther, »denn der Humor sieht die traurige
 Komik des Lebens, den Widerspruch zwischen Aspirationen und Leistungen, zwischen dem, was man sich einbildet, und dem, was wirklich ist.
 Humor existiert deshalb auch selten bei jungen Menschen, er kommt mit den Jahren, und in gleichem Maße, wie er wächst, schwindet die Fähigkeit
 eigentlicher Lustigkeit.«
 Da Mr Bridgewater so viel im Ausland gelebt hat, sind Fremde häufig bei ihm zu Gäste, und wir trafen dort eine russische Witwe, Madame
 Baltykoff, eine Schriftstellerin, die Mr Bridgewater in Petersburg gekannt hat, und die nach New York gekommen ist, um das
 amerikanische Leben zu studieren und dann das unvermeidliche Buch darüber zu schreiben. Madame Baltykoff ist jung und hübsch, voller Interesse und
 Begeisterung für amerikanische Einrichtungen, natürlich erwidern das die Amerikaner, indem sie ihrerseits von Madame Baltykoff begeistert sind.
 Astruther scheint besonders für sie zu schwärmen. Mir gefällt an ihr, wie sie aus dem Enthusiasmus leicht in Witz und Spott überspringt, alles plötzlich
 wieder in Frage stellend. Heiliger Ernst und Blague, ungefähr zu gleichen Teilen - eine echt slawische Mischung. Die Amerikaner, die
 bei dem Diner zugegen waren, sind alle weitgereiste und gebildete Leute, besonders auch die Frauen. Aber keiner von ihnen scheint tätigen
 Anteil am amerikanischen politischen lieben zu nehmen. Sie waren offenbar stolz auf ihr Land, sie schienen es als einen Eilzug

anzusehen, mit dem sie gern zu reisen bereit sind, aber dessen Führung sie lieber anderen überlassen. Denn in Amerika zeigen gerade die Besten

eine gewisse Scheu davor, sich an den öffentlichen Angelegenheiten handelnd zu beteiligen, - na, um so besser, denn es ist auch so schon ein

genügend gefährlicher Konkurrent.

Der alte Mr Bridgewater schien am meisten Interesse an Regierungsgeschäften zu nehmen; vielleicht ist es eine Folge seines langen Aufenthalts in

Ländern, wo die geringste Verbindung mit der offiziellen Welt denjenigen Glanz verleiht, den hier eine noch so entfernte Verwandtschaft mit den

Vanderbilts oder Astors gewährt.

Von Mr Bridgewater geleitet, langte die Konversation bald beim Imperialismus und der wachsenden Wichtigkeit der Vereinigten Staaten an. Mr

Bridgewater sagte: »Ich möchte ein Buch schreiben über den Eintritt Nordamerikas in das Konzert der Mächte, denn das ist die wichtigste

Tatsache am Schluß des Jahrhunderts, und sie bedeutet nicht nur eine Verschiebung der realen Machtverhältnisse, sondern sie wird weittragende geistige

Konsequenzen haben. Durch den zunehmenden Verkehr mit uns werden die Europäer von den amerikanischen Gedankengängen und von unseren

Geschäftsmethoden beeinflusst werden. Wir sind daran gewöhnt, über alle Dinge, die uns angehen, informiert zu werden und sie frei zu diskutieren, und

es ist schon jetzt bemerkbar, daß, sobald Amerika an einer Weltfrage beteiligt ist, diese Frage ganz anders angeht von den Zeitungen

erörtert wird, als wenn es sich um rein europäische Angelegenheiten handelt. Je mehr aber die Zahl der Fragen zunimmt, in denen Amerika

eine Rolle spielt, um so mehr wird auch diese Methode angewandt werden. Das ist ein erster Schritt, um die Europäer zu einem

stärkeren Wunsch nach Selbstbestimmung und einem höheren persönlichen Verantwortlichkeitsgefühl zu erwecken; so werden sie lernen, die

Volksrechte höher zu schätzen und werden verlangen, über ihre eigenen Angelegenheiten auch selbst gehört zu werden; sie werden sich nicht mehr damit

begnügen, blind geführt zu werden, wie es heute noch in allen auswärtigen Fragen geschieht. Nichts ist absteckender als gewisse Ideen. Früher waren

wir es, die alles aus Europa entnahmen, aber das ist längst anders geworden; heute sind wir schon beinahe völlig unabhängig von der alten Welt

und wir senden ihr Korn, Fleisch, Konserven und eine stetig zunehmende Zahl anderer Artikel - aber viel wichtiger als all das ist, daß die

amerikanischen politischen Ideen Europa überfluten werden.«

»Halten Sie es wirklich für denkbar, daß amerikanische Anschauungen über Verfassungen sich in Europa verbreiten werden?« fragte Madame

Baltykoff eifrig.

»Im letzten Ende ganz sicherlich ja,« antwortete Mr Bridgewater.

»Da bin ich doch anderer Ansicht,« sagte mein Bruder, »denn das Wachsen der imperialistischen Tendenz in den Vereinigten Staaten, die Sie uns eben als

Die wichtigste Tatsache dieses Jahrhundertsendes, die ein speziell europäischer und monarchischer Zug ist. Je mehr Gewicht der

äußeren Expansion und einer starken auswärtigen Politik beigemessen wird, um so mehr werden die Volksvertreter, die sich

notwendigerweise mehr mit inneren Fragen beschäftigen müssen, an Bedeutung verlieren. Eine große imperialistische Politik bedingt die

Herrschaft einzelner großer Führer, und da haben die Länder den Vorteil, wo ein einzelner Mann an der Spitze des Staates steht.

»Sehen Sie, Bridgewater,« sagte Austruther lachend, »dieser Fremde prophezeit uns einen Kaiser, wenn wir auf dem Pfad der Intervention,

Protektion, Expansion, der Kriege und des Inselnuckens verharren.«

»Ja, gescheit und voll moderner Ideen sollte Sam I. von Amerika freilich sein - sonst müßte er sich ja vor den

europäischen Kollegen schämen.«

Auf dem Heimweg sprachen mein Bruder und ich davon, wie oft man hier die Empfindung bekommt, daß die Amerikaner uns Europäer als

bemitleidenswert zurückgeblieben ansehen. Nachdem sie uns moderne Geschäftsmethoden gelehrt haben, wollen sie uns jetzt mit modernen

Prinzipien im allgemeinen versehen und mit allem, was uns sonst auf geistigem Gebiet fehlen mag. Klingt das nicht sonderbar? Und sie haben doch

eigentlich alles von uns, stehen auf unsern Schultern. Mein Bruder sagt, er erinnere sich noch sehr gut der Zeit, wo man nach Amerika kam und

für alles so ein gewisses elterliches Wohlwollen hatte; die Amerikaner fragten damals begierig, ob man wirklich alles bei ihnen »sehr

groß« fände, und freuten sich, wenn man was lobte. Jetzt sind sie überzeugt, uns überflügelt zu haben.

Na, es muß ja vorkommen, daß Kinder ihren Eltern über sind - wie wäre sonst das erste Genie entstanden?

New York, 1899.
New York, Dezember 1899.

Lieber Freund! Wir sind seit einigen Tagen aus dem ebenso schönen wie teuren Waldorf Astoria entzogen und haben sehr nette Zimmer in einem Boarding House in der Nähe des Central-Parks gefunden, wo auch Mme Baltykoff wohnt. Ta ist natürlich bei uns und bildet hier wie im Waldorf die Freude der weißbemützten Stubenmädchen. Er ist viel weniger reserviert gegen uns als in Peking. Dort erfuhren wir eigentlich nie etwas über das Leben unserer Boys. Sie waren immer da, wenn man sie brauchte, verrichteten ihre Arbeit läutlos, kannten all unsere kleinen Gewohnheiten offenbar ganz genau - aber mit dem Augenblick, da sie aus unseren Häusern hinaus auf die Straße traten, verloren sie sich in einer unbekanntem Welt, und von diesem Teil ihres Lebens hörten wir nie ein Wort. Nur wenn sie mal einen etwas längeren Urlaub haben wollten, hieß es, ihr Vater oder ihre Mutter lägen im Sterben. Anfänglich rührte mich das sehr, ich bewilligte ihnen immer den Urlaub, bot ihnen auch Arzneien an. Aber sie hatten wirklich zu viel sterbende Väter und Mütter - mein Vorrat an Mitleid wurde so sehr beansprucht, daß er sich schließlich erschöpfte. Hier ist es ganz anders; Ta ist oft recht mitteilhaft gegen mich und erzählt mir von den Stubenmädchen, die ihn seines langen Zopfes halber gern als Dame verkleiden und ihn sogar auf einen ihrer Bälle mitgenommen haben. Hier bin ich ihm offenbar »Vater und Mutter und Beschützer der Armen«, wie die Inder sagen; ich erscheine ihm als einigtes Bindeglied zwischen seinem früheren und jetzigen Leben. Seitdem er hier so viel Neger gesehen, hält er, glaube ich, weiße Leute überhaupt für beinahe stammverwandt. »Das sind keine Menschen, das sind schwarze Teufel«, sagte er ganz ernsthaft, und will keinesfalls zugeben, daß sie Christen wie er sein können. Auf andere herabzuschauen, ist für Wesen aller Nuancen nun mal eine freudige Genugtuung. Ta hat ein paarmal Briefe aus seiner Heimat bekommen. Er ist an solchen Tagen immer sehr still und traurig, und ich fragte ihn, ob er Heimweh habe. Er antwortete, nein, gar nicht, er sei sehr gern hier, aber seine alte Mutter ließe ihm immer schreiben, er solle doch wiederkommen, sie möchte ihn gern bei sich haben. »Ist es nicht eher deine junge Frau?« fragte ich. »Oh nein!« rief er entrüstet, als habe ich ihn einer beschämenden Schwäche beschuldigt, »Frau gar nichts, Mutter alles!« Mein Bruder hat nun für die Mutter Geld nach Peking geschickt, was sie hoffentlich beruhigen wird.

Mit Tas Hilfe habe ich jetzt ausgepackt und unsere Wohnung eingerichtet. Es war eine solche Freude, all die lieben gewohnten Dinge wiederzusehen: die Nephritschalen und Brozevasen, die Figuren des Laotse, mit dem langen Kopf, aus Elfenbein geschnitzt, die chinesischen Samte, die mit dem Alter einen ganz genuines Charakter angenommen haben, die feinen verbläuten Damaste und Stickereien. Ich habe alles möglichst so

gestellt und drapiert, wie es im Pekinger Häuschen war; in der Dämmerstunde, wenn Ta lautlos ins Zimmer tritt, glaube ich manchmal, wieder dort zu

sein und würde mich gar nicht wundern, wenn er Sie anmeldete.

Auch einen Buddha-Altar habe ich über dem Kamin aufgebaut, und da thronen all die seltsamen Gestalten, die Sie allmählich bei bettechlichen Borden, in

verlassenen Tempeln und verstaubten Antiquariäden für mich aufgestöbert haben. Noch ehe ich Sie in Peking kannte, hatte ich die Manie, Buddhas zu

sammeln. Ich hatte mehrere von Händlern gekauft, die sie, in ihren weiten Ärmeln versteckt, zu uns trugen und dabei geheimnisvoll flüsterten, diese

Götzen stammten aus kaiserlichen Tempeln, und es sei ein großes Risiko, sie zu mir zu bringen. Ich zeigte Ihnen sehr stolz diese

Schätze. Sie schauten sie einen Augenblick prüfend an und sagten dann: »Gar nicht übel für moderne europäische Imitation«. Das war

ein harter Schlag, und ich war Ihnen erst beinah böse, denn nichts tut weher, als liebe Götzen zu verlieren. Und ich hatte die meinigen so

ehrerbietig behandelt und immer frische Blumen vor sie hingestellt! Aber es sei Ihnen vziehen, denn Sie haben die falschen Buddhas durch wahre ersetzt, und

das tun die wenigsten Leute, die andern ihre Götter nehmen.

Es ist ja auch nicht eben leicht!

New York, 12. Dezember 1899.

Die letzten Tage, lieber Freund, sind noch ganz der Wohn- einrichtung gewidmet gewesen. Sie wissen ja, wie sehr ich von meiner äußeren Umgebung abhängen. Milde warme Farben, edler Faltenwurf, schön geschweifte Linien sind mir physisch wohltuend. Vielleicht erheben sich die wirklich großen Geister über die äußeren Dinge und lassen sich nicht von ihnen störend beeinflussen; aber ich bin nur ein ganz kleines Geisteschen, fürchte mich vor dem Meer des Alltäglichen, Häßlichen, und fühle mich nur behaglich, wenn es mir gelungen, mir eine eigene kleine Insel zu schaffen und sie meiner persönlichen Eigenart entsprechend zu gestalten. Ich suche auch immer mich über das Nomadenhafte meines Lebens hinwegzutäuschen, indem ich unsere jeweilige Wohnung mit einem Eifer und Ernst dekoriere, als solle sie ein alles überdauerndes Stanzschloß werden - und sie ist doch nie etwas anderes, als ein Zelt, das immer wieder abgebrochen und von neuem an andern fremden Ort aufgeschlagen wird. In manchen der Häuser, die wir im Lauf der Jahre bewohnt, habe ich sogar Tür und Decken bemalt; heute neckte mich mein Bruder damit und fragte, ob ich diesem New Yorker Boarding House auch solche dauernde Erinnerungen meines vorübergehenden Aufenthaltes hinterlassen wolle. Das habe ich nun zwar nicht vor, aber, nachdem ich es nun etwas wohnlich um uns gestaltet habe, will ich wieder meine Malereien aufnehmen. Unser Wohnzimmer hat ausgezeichnetes Licht, so daß es als Atelier dienen kann, und da mein Bruder erst nachmittags zurückkommt, habe ich den ganzen Tag dafür frei. All meine chinesischen Skizzen sind hier, und ich habe manche an die Wände gehängt, lauter alte Bekannte von Ihnen, zu denen nun noch japanische und kanadische gekommen sind. Als ich in all den Bogen blätterte, fiel mir die Pekinger Zeit so besonders lebhaft ein und die kleine Bilderausstellung, die ich vor unserer Abreise dort arrangierte. »Premier Salon de Pékin« wurde sie genannt, und ich verkaufte eine Menge Skizzen! Wenn ich so durch mein Malen ein paar hundert Dollar verdiene, fühle ich mich so stolz, so self made, als sei ich Charles William O'Doyle inmitten seiner Millionen! In den grauen, leeren Tagen, als die Welt für mich nichts mehr zu enthalten schien, habe ich zuerst zu malen begonnen, wie eine Abstreifung, eine Rettung vor den ewig gleichen, quälenden Gedanken. In den langen Wanderjahren mit meinem Bruder ist es dann allmählich meine große Lebensfreude geworden, der befreiende Ausdruck des innerlich Erlebten. Und noch in anderem Sinn ist das Malen mir zu einer Lebensfreude geworden, denn wenn ich ein Bild verkaufe, bedeutet das Bütten zu meinem täglichen Brot, d. h. die Möglichkeit, mit solchem kleinen Verdienst andern helfen zu können, denen es weniger gut geht als mir.

Bei Ihnen fand ich gleich Interesse für mein Malen. Wieviel haben Sie mir erzählt von Kunst und Künstlern all der Länder, in denen Sie gelebt, wie

oft haben Sie mich zu malerischen Punkten im altersgrauen Peking geführt, die sonst Fremde wohl nie zu sehen bekommen und deren
 völlige Eigenart so manches Motiv bot? Wenn Sie mir so den Zutritt zu einem sonst stets verschlossenen Tempel verschafften und ich
 seltsame Götzen oder stille Klosterhöfe malte, in denen das Licht zwischen den Zweigen uralter Bäume spielte und über einen
 gelbgekleideten Priester glitt, der am Sockel eines riesigen, mit Patina überzogenen Bänzelöwen lehnte und weltentrückt den buddhistischen
 Rosenkranz durch die Finger gleiten ließ - wie manchesmal habe ich da Ihre Augen auf mir ruhen gefühlt und eine neue Arbeitslust,
 ein größeres Können erplünden durch die Macht der Freude, die Sie an mir hatten! - Von einem anderen in unseren liebsten Beschäftigungen, in unserer
 individuellsten Eigenart verstanden zu werden, ist wie eine geistige Liebkosung. So vieles erstirbt ja in uns, aus Mangel an etwas Interesse und
 Pflege. Und jene, die am meisten in uns getötet und begraben haben, sind oft, die uns am nächsterstanden. Haben Sie Dank, lieber Freund, für alles, was
 Sie in mir geweckt und gepflegt haben, für all die Blumen, die geblüht haben, weil Sie sich daran freuten.

New York, 1899.
New York, Dezember 1899.

Es ist wieder Weihnachten geworden, lieber Freund! Weihnachten in einem Lande, wo ich das Fest noch nie erlebt habe, wo es mir darum

besonders fremd vorkommt. Warum haben wir nur diesen rührenden und zugleich etwas komischen Zug, an bestimmten Jahrestagen so

besonders zu hängen? Was wissen wir eigentlich von dem Tag der Geburt Christi, und was ist uns dieser Tag? Und doch, so wenig Bedeutung er für

viele unter uns heute noch in der Hast des Lebens hat, und so wenig wir vom Frieden auf Erden wissen, an diesem Jahrestage scheint es uns, als

wäre jeder Mensch ein besonderes Recht auf Freude, und wir stecken viel Lichtchen an, um doch ja die Freude sehen zu können, falls sie wirklich

mal zu uns käme. Aber bei uns Einsamen, die wir in fremden Welten leben, pocht gerade an dem Abend selten die Freude an die Tür. Andere

Gäste sind es, die uns besuchen. Vor allem ist es die alte Frau Erinnerung, deren Bilderbuch mit jedem Jahr dicker wird. Als ich gestern nachmittag die

Kerzen am Bäumchen in unserm Wohnzimmer angezündet hatte und meinen Bruder hereinrief, haschte die alte Frau auch gleich durch die offene Tür

ins Zimmer herein. Den ganzen Tag schon hatte ich gefühlt, daß sie draußen stand und nur auf den Moment wartete, hereinschlüpfen, und den ganzen

Tag hatte ich ihr immer die Tür vor der Nase zuschlagen, denn ich fürchte mich ein bißchen vor der alten Frau und ihrem großen Bilderbuch. Aber

nun stand sie neben uns. Ta, dem auch aufgebaut wurde, hatte sie wohl eingelassen.

Und wie es kischelte und knisterte in den Blättern des großen Bilderbuchs! wie es darin lebendig ward und längst verstummte Stimmen wieder klangen in

vergessenem Lachen und verhalltem Schluchzen. Läuter Dinge, die einst gewesen, füllten das Zimmer und umwogten uns; kleine graue Geisterchen saßen

lichtschien in den Zweigen des Weihnachtsbaumes und flüsterten leise von Vergangenern; und auch all das, was nie gewesen, was nur gewünscht und ersehnt

worden - nun lebte es für den einen Abend wieder auf.

Am längsten verweilte ich bei den letzten Blättern des Bilderbuchs. Die Weihnachten in Peking standen wieder vor meinen Augen. Erinnern Sie

sich des einen Jahres, als der arme junge McIntyre krank war und wir ihm ein Bäumchen brachten? Ich saß in der Sänfte und hielt

die winzig kleine, geschmückte Tanne auf dem Schoß, und Sie gingen nebenher und ermahnten die Kulis, mich behutsam durch die holprigen,

hartgefrorenen Straßenzu tragen. Erinnern Sie sich der Freude des armen Jungen, als wir dann bei ihm eintraten und unser glänzendes Bäumchen

auf dem Tisch vor ihm aufbauten zwischen den Photographien seiner fern in Schottland lebenden Eltern und Geschwister, die er sich für diesen Abend

recht nah an sein Bett hatte heranrücken lassen?

Und erinnern Sie sich der Bescherungen in unserem lieben chinesischen Häuschen, zu denen Sie und ein paar Freunde meines Bruders jedesmal kamen?

Tagelang vorher war große Aufregung, um für jeden eine Überraschung in den Kuriositätenläden aufzutreiben, und als erst die Bahn

eröffnet war, fuhren unternehmungslustige Leute nach Tientsin, um zu schauen, was etwa die dortigen europäischen Magazine

böten.

Sie, lieber Freund, entdeckten aber immer die reizendsten Dinge! Vor mir steht heute die kleine altfranzösiche Bonzeuhr, die

einst in der Direktoire-Zeit nach China kam, und die Sie von Peking Palastbeamten erstanden und mir unter dem Weihnachtsbaum aufbauten.

Das Piedestal (Bestell) ist noch ganz im Stile Ludwigs XVI. mit Delphinen und feinen Girlanden geschmückt; darüber erheben sich vier Drachen, die die

Uhr tragen, kuriose Geschöpfe, in denen der französische Künstler möglichst dem Natzukommen suchte, was ihm als chinesisches vorschwebte.

Über der Uhr, auf einer kleinen Weltkugel, steht ein gallischer Hahn, der offenbar nach Freiheit kräht, aber ein so skeptisches

Gesicht macht, als glaube er schon längst nicht mehr daran.

Als Sie mir diese Uhr schenkten, sagten Sie: »Die paßt so gut zu Ihnen: ein Fundament altererbten Geschmacks, der von vielen Generationen

herstammt; die Drachen, der Hang zum Absonderlichen, der Zug zum Unbegreiflichen, Mystischen, der in uns erwacht, je mehr wir sehen, daß das Exakte,

Vernünftige, Realistische doch nichts erklärt und schließlich immer wieder alles mit einem großen Fragezeichen endet - und als Spitze des ganzen

Gebäudes der kleine tapfere Hahn, der nach Aufklärung und Freiheit quand même ruft, der viel graue und trübe Tage erlebt hat und zu

sagen scheint, nach all dem Krähen müßte die Sonne doch endlich aufgehen.«

Ja, das alles und noch so vieles mehr steht auf den letzten Blättern des großen Bilderbuchs!

Mein Bruder und ich saßen in dem New Yorker Boarding-House-Zimmer unter dem Weihnachtsbaum, hielten uns schweigend an der Hand und dachten

an vergangener Zeiten. Da löschte eins nach dem anderen die Lichter aus, die herabgebrannt waren - ganz wie an anderen Weihnachtsabenden.

Manchmal fingen ein paar grüne Tannennadeln Feuer, knisterten und glühten, und ein harziger Waldduft zog durchs Zimmer - ja,

ganz wie an allen Weihnachtsabenden!

New York, 26. Dezember 1899.

Gestern, lieber Freund, ward ich unterbrochen und mußte meinen Brief abbrechen, ohne Ihnen unsern ganzen Weihnachtsabend beschreiben zu haben. Denn er war

mit unserm kleinen Aufbau nicht zu Ende, sondern wir waren noch zur Besetzung im Hause unseres Konsuls eingeladen.

Mit allerhand Paketen beladen, fuhren wir auf der Hochbahn dorthin.

Nach längerem vergeblichen Klingeln, öffnete uns der Konsul selbst die Haustür und entschuldigte sich, »der Sam sei wohl beim Tischdecken.«

Dann führte er uns in sein kleines Arbeitszimmer, wo wir einige deutsche Herren trafen, darunter auch den Generalkonsul mit seinem

Herzfreunden, »steckenden Lachen. Der Konsul ist vor einigen Monaten hierher ernannt worden, und seine Frau ist ihm erst vor ein

paar Tagen aus ihrer Schwarzwaldehe mit ihren zwei kleinen Kindern nachgereist. Es ist ein rührend deutsches Paar, daß sie sich selbst

kaum eingerichtet, zu diesem Abend gleich einige Landsleute eingeladen haben, die ihn sonst allein mit ihrem Heimweh verlegt hätten.

»Meine Frau baut auf«, sagte der Konsul. Da kam sie schon selbst herein, sehr jung, mit aschblonden Zöpfen um den Kopf gesteckt, »staunten

blauen Augen, das ganze Gesichtchen von der Arbeit gerötet. Auf dem Arm trug sie einen dicken, einjährigen Jungen, mit denselben staunten

blauen Augen; und neben ihr trippelte ein kleines, dreijähriges Mädchen, das mit wichtiger Miene eine Klingel hielt.

»Es ist alles fertig«, rief sie, »Evchen, nun klingel mal schön.«

Und Evchen klingelte, und wir alle folgten in das Wohnzimmer, wo der Baum strahlte. Mit Ketten, vergoldeten Nüssen, Äpfeln,

Pfefferkuchen war er geschmückt - sicher genau nach dem Vorbild, das die Frau Konsul bei ihrer Großmutter und Mütter in dem kleinen

Schwarzwaldestädtchen gesehen hat. Es war sehr heimlich. Man vergaß dabei die hastende, neue Stadt da draußen und fühlte sich in eine alte

Welt zurückversetzt, wo der Wechsel so langsam vor sich geht, daß sie eigentlich still stehen scheint.

Der kleine Junge wurde auf den Teppich gesetzt und ein zusammenlegbares, zerreißbares Bilderbuch um ihn aufgestellt, und wir halfen der Frau Konsul

die Kiste auspacken, die von ihrer Mutter gekommen war. Wie sorgfältig war alles gepackt, in Seidenpapier eingewickelt, mit blauen

Bändchen jedes einzelne Paket gebunden und ein Zettel darauf gesteckt, mit ein paar lieben Worten für den Empfänger in zitteriger Handschrift

darauf geschrieben. Laute Dinge waren darin, die man in New York ganz ebenso bekommen kann. Recht unpraktisch und doch so rührend

deutsch! Selbstgestrickte und gehäkelte Dinge für die Kinder, selbstgebackener Kuchen und Würste von dem für Weihnachten geschlachteten Schwein, und auf dem

Grund der Kiste ein paar dicke wissenschaftliche Bücher für den Herrn Konsul und, in modernstem Rahmen, eine große Photographie von

Böcklins geigendem Mönch, dem die Engelchen lauschen. - Liebes altes Deutschland? Wäre doch dein Raum so groß wie dein Bemüt, daß

all deine fern erstreuten Kinder bei dir Platz fänden! -

Evchen hatte sich den Böcklin andächtig betrachtet, nun lief sie ans Fenster und drückte sich das Näschen an der Scheiben platt.

»Was machst du denn da«, fragte ich sie.

»Ich gucke, ob da draußen auch Engelchen herumfliegen«, antwortete sie und setzte dann hinzu: »nein, hier gibt's keine.«

Ich schaute mit dem Kind hinaus auf die Straße mit den vielen gleichmäßigen Häusern, an deren einem Ende, ganz nah von uns, eine Station der

Hochbahn war. Ein helleuchtender Zug kam herangesaust, hielt einen Augenblick und brauste dann weiter.

»Der Eisenbahn gefällt es hier nicht«, sagte Evchen, »sie eilt sich so sehr herzukommen und dann geht sie immer ganz schnell wieder fort.«

»Liebes Kind«, sagte der Konsul zu seiner Frau, »gibt es nicht bald was du essen?«

Sie fuhr aus all den heimatlichen Paketen empör: »Aber ja, es muß alles schon fertig sein.«

Sie klingelte, aber Ursache und Wirkung folgten nicht aufeinander. Nun ging sie hinaus, kam aber bald mit bestürztem Gesicht zurück, trat an

ihren Mann und sagte leise: »Willst du nicht lieber mit ihm reden?«

Nun ging der Konsul hinaus, und bald hörten wir erregte Stimmen und darauf etwas Schweres, das die Treppe hinabpolterte. Der Konsul kam wieder

herein, etwas aufgeregt und außer Atem: »Meine Herrschaften, ich bitte sehr um Entschuldigung - ein kleiner amerikanischer Zwischenfall - der

Neger Sam war schwer betrunken - ich fand ihn, mit dem Edamer Käse Ball spielend. - Da habe ich die Rollen umgekehrt und mit ihm etwas

Ball gespielt - und dabei ist er die Treppe hinab und auf die Straße geflogen.«

»Und als ich vorhin draußen war«, erzählte die Frau Konsul mit kläglichem Gesicht, »daß er die Austern auf und sagte mir, er nähme ja nur die

schlechten, um uns vor Vergiftung zu bewahren.«

Der Generalkonsul lachte in seiner heizhaften Art, und wir alle stimmten mit ein. Und dann folgte das komischste Weihnachtssouper, das ich je

mitgemacht, denn es stellte sich heraus, daß die irische Köchin dem schwarzen Sam nachgelaufen war. So gingen wir denn mit der Frau Konsul in die

Küche, retteten, was zu retten war, trugen die Gerichte hinauf in das Speisezimmer und sprachen außerdem tüchtig den Würsten zu, die wir aus der

Weihnachtskiste ausgepackt hatten.

Als wir Abschied nahmen, sagte unsere Wirtin: »Sie müssen schon entschuldigen - es ist hier halt alles so anders, als daheim in Baden.«

New York, 1. Januar 1900.

Lieber Freund! Möchte das Jahr Sie mit allem Guten beschenken, das ich Ihnen wünsche! Gleich die ersten Gedanken heute früh flogen hinaus über die grollenden Wintermeere und die weiten, hartgefrorenen Ebenen, in denen der Sturm heult, flogen aus, Sie zu suchen, und konnten Sie nicht finden, und flattern nun weiter westet umher, können nirgends zur Ruhe kommen, sehnen sich so sehr, Ihnen ein kleines Zeichen zu geben. Alles Schöne und alles Glückliche möchte ich in Ihr Leben hineinzaubern - und konnte Ihnen doch am Weihnachtsabend kein Bäumchen schmücken, kann Ihnen heute zu Neujahr nicht einmal die Hände reichen! Den ganzen Tag war mir, als müsse heute durchaus ein Wort von Ihnen zu mir dringen, als müsse Ihre Stimme ganz leise aus der Ferne klingen, wie einstmal in vergangenen Tagen, als Sie mir sagten: »Und darf es nicht Glück sein, so sei's doch das Nächstbeste.« Und Ihr »Nächstbestes«, lieber Freund, war immer noch so viel reicher und zarter, so viel sorgender als alles, was andere Menschen als höchstes Glück zu geben vermögen; Sie haben mich so sehr verwöhnt, daß ich mir jetzt oft ganz verlassen vorkomme.

Auf daß Ihnen aber die Lektüre dieses Briefes nicht schlecht bekomme und Sie nicht etwa dem Hochmutsteufelchen verfallen, werde ich gleich hinzusetzen, daß ich immer etwas am großen Heimweh der Vergangenheit leide, und daß, wenn man mehrere Jahre in einem so eigenartigen Ort wie Peking gelebt und dort Wurde gefaßt hat, es schwer fällt, in einer so absolut entgegengesetzten Welt wie New York heimisch zu werden. Wer sich in Brüssel wohlfühlt, dem wird auch Paris gefallen, wer sich in Dresden eingelebt, der wird es auch in München fertigbringen. - Da sind keine weltentrennende Rassen- und Anschauungsgegensätze zu überwinden. Wer aber den Osten wirklich mal kennt und liebt, der paßt nicht mehr in diese westliche Welt. Man staunt sie an, sagt sich wohl auch mit dem Verstand, daß ihr das neue Jahrhundert gehören wird, aber man wird in ihr nie mehr heimisch, man fühlt sich in stetem Widerspruch. - Wie mag es nur Kipling, dieser große Orientale, hier je ausgehalten haben! Wie sehr kann ich ihm das Heimweh nach dem Osten nachempfinden, das wie ein Moll-Leitmotiv der Sehnsucht durch seine Werke zittert - unverständlich für die, deren beste Jahre nicht jenseits Suez gelebt wurden.

Ich muß heute so viel an manche englische Beamte denken, die ich vor Jahren in Indien gekannt und dann pensioniert und gealtert in irgend einem Städtchen Englands wiedergesehen habe. Dort in Indien hatten sie viel räsonniert, über Klima, Natives und Silberkurs, aber trotz aller Klagen fühlten sie sich doch immer als Götter, wenn auch nur als Achtel-, Viertel- oder Halbgötter; und es waren doch, ohne daß sie es recht wußten, ihre glücklichsten Jahre gewesen, die sie dort verlebte - man ist ja meist glücklich, ohne es zu wissen und merkt, daß man es

war daran, daß man es aufhört zu sein. In Bath oder Torquay, unter grauem Himmel, in engen Zimmern, mit einer geschickten,
flink kochenden Mary Ann, der sie nie einen hindustanischen Fluch nachschmettern durften, umgeben von lauter Leuten, die nichts wußten von
der Gottgleichheit, die jedem weißem Sahib in den Städten auf »abad« oder »epore« zu eigen ist, da verstanden die Armen es erst
ganz, wie schön es einst gewesen; und das große Heimweh nach dem Osten schlich sich in ihre Herzen und nistete sich fest ein.
Ich komme mir hier so oft vor wie einer jener pensionierten englischen Beamten! Oder wie eine arme, kleine, vertriebene
Königin, der niemand anmerkt, daß sie einst ein goldenes Krönchen trug! Wenn ich mich in dem Sfaßengewühl durchdränge, wo
keiner mich kennt, und mir sage, daß, wenn ich tot umfiele, in eine kalte, graue Morgue gebracht würde, und niemand wüßte, wer ich
bin, da sehne ich mich oft nach der Stadt, wo jeder mich kannte, wo alle am Bahnhof standen, als ich abreiste, und mir
nachwinkten.
Das Bewußtsein der eigenen Kleinheit und Belanglosigkeit lastet auf uns modernen Menschen allen wie ein schweres Gewicht. Wir leiden unter
der eigenen Winzigkeit, unter den engen Grenzen unseres Wissens und Lebens, seitdem uns die Endlosigkeit von Raum und Zeit gelehrt ward.
Leute früherer Epochen kannten diesen Gegensatz zwischen menschlicher Kleinheit und Weltendlichkeit nicht; sie müssen zufriedener gewesen sein,
weil sie sich selbst im richtigen Maßstab zu allem übrigen vorkamen. Diese Menschen, die in alten Häusern mit hohen Giebeln wohnten, und
auch noch heute die Leute, die in ganz kleinen Zentren leben, wo jeder jeden kennt und der Glaube an die eigene Wichtigkeit nie
getrübt wird, scheinen mir beneidenswerte Wesen; denn es gibt ja nichts Befriedigenderes, als an sich glauben zu können. In solchen kleinen
Gemeinden floriert dann auch diese höchste Blüte der eigenen Wichtigkeitsüberzeugung - der Glaube an ein persönliches Fortbestehen. Es
scheint doch ganz unmöglich, daß Herr A, mit dem man alle Samstag seit dreißig Jahren gekegelt hat, Frau B, mit der man schon auf der Schule in
Rivalität lebte, plötzlich ganz ausgewischt, wie nie gewesen, sein sollen. Das kann solch bedeutenden Persönlichkeiten nimmer widerfahren! Sie sind
zeitweise unsichtbar, auf der großen Reise begriffen, die alle mal antreten - aber nachher wird man sich wiederfinden, ganz selbstverständlich. - Wer
aber von den Wellen an zahllose fremde Küsten ver schlagen worden ist und gesehen hat, daß überall und seit unendlichen Zeiten Millionen und
Millionen geboren und begraben werden, ohne daß ihr Kommen und Gehen mehr Bedeutung hätte, als Mücken Schwärme, die einen Augenblick durch
die Sonnensahlen schweben, der verliert den Glauben an die Wichtigkeit der Erscheinung und an die innere Notwendigkeit der ewigen Fortdauer all dieser
ganz gleichgültigen ameisenartigen Existenzen, die in individuell kaum unterscheidbaren Wiederholungen immer aufs neue entstehen und vergehen. Wenn
einem dann die Erkenntnis aufgeht, daß man selbst auch nur in die Schar der menschlichen Eintagsfliegen gehört, dann sehnt man sich nach denen, die

durch Freundschaft und liebevolle Pflege und zeitweise die Illusion gegeben, als sei man eigentlich doch eine recht wichtige kleine Fliege, deren Wohl und Wehe für ein anderes Wesen die allergrößte Bedeutung hat. Und weil ich das alles heute so sehr empfinde, hier in der Fremde, wo es jedem offenbar ganz gleichgültig ist, wie arme, kleine, vertriebene Königinnen das neue Jahr beginnen – drum habe ich Heimweh nach – sagen wir nach Peking!

New York, Januar 1900.

Ein kalter, grüner Tag. Zum Malen viel zu dunkel. Ein allgemeines Gefühl des Unbehagens. Das Buch, das man am Kamin sitzend liest,

langweilt. Der Blick hinaus durch die Fenster langweilt ganz ebenso. Beinah möchte man die Menschen beneiden, die selbstgefällig sagen,

»ich habe mich noch nie gelangweilt«, und die damit nur den Beweis liefern, wie penzelenlos langweilig sie selbst sein müssen, wenn sie

wirklich nicht gelangweilt sind, die Langeweile des meistens zu erkennen, womit das Leben angefüllt ist.

Ich wünschte - ja, was wünsche ich eigentlich? Ich wünschte, ich wäre mit Ihnen auf einer weiten, merkwürdigen, gefährlichen

Entdeckungsreise in irgendein seltsames Land - womöglich einen unerforschten Stern. Bitte, werden Sie nun aber nicht gleich eitel! Daß

Sie nicht eitel sind, ist gerade eine Ihrer nettesten Eigenschaften, und jede echte Frau muß einen eitlen Mann ungesteuerlich finden, denn er

nimmt ihr damit etwas weg, worauf sie ihr spezielles, anerkanntes Frauenrecht hat. Ich suche Sie ja auch nur deshalb zum Begleiter auf den

unerforschten Stern aus, weil Livingstone, der dort sicher sofort Bescheid gewußt hätte, nun doch schon tot ist.

Aber wahrhaftig und im Ernst - ich habe manchmal eine so brennende Sehnsucht, etwas zu werden, zu sein, zu leisten! Ich komme mir

zuweilen vor, als bestände ich aus lauter ungenutzten Fähigkeiten und als gingen alle Gelegenheiten, sich zu betätigen, die die meinen sein

sollten, an mir vorbei und zu anderen hin, die nicht wissen, was sie damit beginnen sollen. Wir Menschen bestehen eben aus solchen, von denen nie

annähernd das verlangt wird, was sie zu leisten imstande wären, und aus anderen, an die Anforderungen gestellt werden, denen sie in keiner

Weise gerecht werden können. - Letztere sind natürlich die glücklicheren, denn ein Teil ihrer Unfähigkeit besteht gerade darin, gar nicht zu merken,

wie sehr sie es sind.

Das Ergebnis dieser Welteinrichtung ist, daß niemand da steht, wo er stehen sollte. Wenn jemand plötzlich einen verantwortungsvollen Posten

bekommt, gratuliert man ihm und sagt: »endlich, the right man in the right place« und denkt dabei: »what a

mess he will make of it!« - Und gewöhnlich hat man mit letzterer Vermutung recht.

Und ein großer »mess« der Welteinrichtung ist es offenbar, daß ich hier sitze, abwechselnd in den Kamin oder auf die Straße starre, und

daß alles andere, was ich etwa sonst noch tun könnte, ganz ebenso zwecklos wäre.

Frauen sitzen eigentlich immer da und warten, ob die Türe aufgeht und jemand kommt.

New York, Januar 1900.

Ich wurde gestern unterbrochen, lieber Freund! Weiß nicht, wie lange ich Ihnen sonst noch grau in graue Weitenbetrachtungen geschrieben hätte!

Seien Sie also dankbar, daß gestern die Tür wirklich aufging und Madame Baltykoff bei mir eintrat, ein Fitzmützchen auf dem

Kopf, das ihr so natürlich gutstand, wie jeder Katze ihr Fell.

»Nein, wie beneidenswert beschäftigt Sie aussehen!« sagte Madame Baltykoff. »Und ich bin so abgelenkt durch alles, was ich mitmachen

und wobei ich gesehen werden soll. In keinem Lande der Welt habe ich noch so viel von »szialen Pflichten« reden hören! Ich glaube, sie

ersetzen alle anderen! Heute war ich schon mit einer New Yorkerin, die mich ins Schlepptau genommen, auf einem Dejeuner, einem

Wohltätigkeitsbazar und drei Jours. Und jedesmal, wenn ich die gewisse Ankunftsangeweile überwinden hatte und gerade anfang, mich etwas zu

amüsieren, machte mir mein szialer Pilot verzweifelte Aufbruchszichen, weil wir noch in so und soviel Häusern gesehen werden müßten. Ich

kam mir schließlich wie eine Verbrecherin vor, die sich Alibis schafft! Nun habe ich noch einen Besuch vor, bei einer ehemaligen Landsmännin,

und da müssen Sie mich durchaus begleiten. Es ist Ihnen auch gar nicht gut, so vor sich hinzubrüten, wie ein weiblicher Oblomoff

[(Lethargie)].«

Und da all mein Tätigkeitsdrang von jeher damit geendet hat, mich von äußeren Mächten treiben zu lassen, ging ich mit Madame Baltykoff hinaus in

die kalte graue Winterwelt und lernte Miß Tatiana de Gribojedoff kennen.

Wenn Sie den Namen auch dreimal lesen, lieber Freund, sie heißt wirklich so, und das Miß hat auch seine Berechtigung.

Tatianas Vater war natürlich Russe, ihre Mutter dagegen war die Tochter eines aus Illinois stammenden amerikanischen Konsuls

Carmichael in Archangel, und in jener kalten Wettecke hat auch die Wiege der kleinen Tatiana gestanden. Madame de

Gribojedoff, née Carmichael, scheint sich dort aber nie so recht behaglich gefühlt zu haben, woraus ihr meinerseits

kein Vorwurf gemacht werden soll. Ihr Bestreben ging dahin, Tatiana in der Kritik und Mißachtung alles Russischen zu ziehen und sie

eine unbedingte Bewunderung für alles Angelsächsische bezubringen. Als der Vater Tatianas starb, ein bedeutendes Vermögen hinterlassend,

wanderten beide Damen nach Amerika zurück; seit dem Tode ihrer Mutter lebt Tatiana als unabhängige alte Jungfer in New York.

Ihr Häuschen ist vollgepfropft mit all denjenigen Dingen, die gewitzigte Leute auf Reisen sorgfältig zu kaufen vermeiden. So hat sie sich von

den Niagarafällen indianische Mokassins mitgebracht, die an einer Wand hängen, dicht neben einem spanischen Fächer, auf dem ein Stiergefecht

abgebildet ist. In Mexiko hat sie allerhand aus dortigem Marmor verfertigte Früchte gekauft, rosa Pfirsiche, grüne Mangoes, braune

Feigen liegen auf einer Konsole, zusammen mit den Ergebnissen eines Ausflugs nach Havanna, großen schillernden Muscheln und Mustern verschiedener

Korallensorten. Der dahinter aufgehängte Spiegel gestattet auch, die Rückseiten zu bewundern. Von Sorrent hat Miß Tatiana kleine, aus

Olivenzholz verfertigte Bücherbretter mitgebracht, und auf diesen steht, neben römischen Mosaikschälchen und einer Miniaturnachbildung des

Erstatempeis, eine ganze Batterie von Gläsern aus verschiedenen Badeorten, deren Brunnen Miß Tatiana getrunken hat. Allerhand Aufschriften sind auf

diese Gläser beschriftet: »Zur freundlichen Erinnerung an Schlangenbad«, »Wohl bekomm's«, auch eine Abbildung der Trinkhalle in Baden-Baden. Vielleicht

ist es eine Folge all dieser gesundheitsfördernden Flüssigkeit, daß Miß Tatiana so lang, spitz und mager ist.

Sie saß an einer Seite des Kamins, und auf der andern saß ein kleiner, dicker, älterer Herr, den Madame Baltykoff als Iwan

Iwanowitsch begrüßte und der mir als Herr Baschmakoff vorstellte wurde. Die Wirtin und ihr Gast schienen eben eine politische Debatte

gehabt zu haben; sie sah erregt aus, und nachdem wir uns gesetzt hatten, fuhr sie in dem begonnenen Gespräch fort: »Wahrlich, Mr Baschmakoff, jeden

Tag, wenn ich von der Unterdrückung der armen Finnen lese, bin ich dankbar, daß ich ausgewandert und eine freie amerikanische Bürgerin geworden

bin.«

»Aber liebe Tatiana Feodorowna,« antwortete der kleine, dicke Herr, »es wäre Ihnen doch nichts in Rußland geschehen. Sie sind

ja gar keine Finnländerin.«

»Das ist eine feige Ausrede. In solchen Fällen muß man sich eins fühlen mit den Unterdrückten. Da ich all dem Unrecht, daß in Rußland geschieht, nicht

abhalfen konnte, habe ich wenigstens durch meine Auswanderung dagegen prästiert.«

»Immer die gleiche, immer dasselbe Feuer bei unserer lieben Tatiana Feodorowna,« sagte der alte Herr.

»Und bei Ihnen immer der gleiche Eigensinn, in jedem Satz wenigstens einmal diese komische russische Anrede anzubringen - Tatiana

Feodorowna!«

Herr Baschmakoff legte die Hand auf seinen vspringenden Magen, in der Gegend, wo hinter all dem Fett das Herz sitzen muß, und erwiderte: »Es

ist mir eben mein Leben lang der liebste Name der Welt gewesen.«

Das alte Fräulein schien hierdurch etwas besänftigt, wandte sich zu mir und sagte: »Sie werden mir zugeben, daß es bei meinen Ansichten und als

freie Amerikanerin hart ist, den Namen Tatiana de Gribojedoff zu tragen.«

»Vergessen Sie nicht, liebe Tatiana Feodorowna, wie oft ich Ihnen angeboten habe, diesen Namen zu vertauschen,« sagte der kleine

er - er - er, er - er - er.
dicke Herr und drückte wieder die Hand auf den vüspringenden Magen.

er - er - er, er - er - er, er - er - er.
Da lachte die alte Dame laut. »Nein, wissen Sie, Gribojedoff oder Baschmakoff - das bleibt sich nun schon gleich. Ja, wenn Sie

er - er - er, er - er - er, er - er - er.
Washington, Lincoln oder meinethalben auch nur Brown oder Smith hießen, hätte ich's mir überlegen können - aber

er - er - er, er - er - er, er - er - er.
so!

er - er - er, er - er - er, er - er - er.
Und beide, der alte Herr und das alte Fräulein, lachten über diese Neckerei, die immer wieder aufgefrischt wird, wenn Herr Baschmakoff alljährlich aus

er - er - er, er - er - er, er - er - er.
Archangel nach New York kommt, um seine Jugendliebe im Lande ihrer Wahl zu besuchen.

er - er - er, er - er - er, er - er - er.
»Die Philippinen machen mir viel Sorge,« erzählte uns die russische Amerikanerin, indem sie auf eine neben ihr liegende Zeitung wies, »es ist

er - er - er, er - er - er, er - er - er.
offenbar notwendig, daß neue Truppen hingeschickt werden. Ich hoffe nur, daß das State Departement zu äußerster

er - er - er, er - er - er, er - er - er.
Energie in der Bekämpfung der Rebellen entschlossen ist. Sicherlich müssen fremde Intrigen und Aufwiegelungen derjenigen dahinter stecken, denen es ein

er - er - er, er - er - er, er - er - er.
Greuel ist, daß wir in dem geknechteten Orient Fuß fassen, sonst hätte jenes arme, umnachtete Volk doch längst eingesehen, daß wir

er - er - er, er - er - er, er - er - er.
ihm das Licht der Freiheit bringen.«

er - er - er, er - er - er, er - er - er.
»Vielleicht werden Ihre westlichen Methoden im fernen Osten nicht so recht gewürdigt und verstanden, liebe Tatiana Feodorowna, vielleicht

er - er - er, er - er - er, er - er - er.
passen sie auch nicht so recht dorthin,« warf Herr Baschmakoff schüchtern ein.

er - er - er, er - er - er, er - er - er.
»Die Wahrheit und das Recht passen überall, aber ihr Russen denkt immer, daß ihr allein den Osten versteht. Ich gebe euch ja gern zu, daß ihr jenen

er - er - er, er - er - er, er - er - er.
Völkern näher steht als wir, aber warum sollen sie erst noch auf dem weiten Umweg über Knute, Sibirien und Orthodoxie zu endlicher

er - er - er, er - er - er, er - er - er.
Freiheit und wahren Glauben geführt werden?«

er - er - er, er - er - er, er - er - er.
»Was ist denn der wahre Glaube?« fragte Madame Baltykoff.

er - er - er, er - er - er, er - er - er.
»Der wahre Glaube?« Miß Tatiana stockte einen Augenblick und antwortete dann rasch entschlossen: »Der wahre Glaube ist, was man in den Vereinigten

er - er - er, er - er - er, er - er - er.
Staaten glaubt.«

er - er - er, er - er - er, er - er - er.
»So, so,« sagte Madame Baltykoff und fuhr dann nachdenklich fort, als sinne sie über ein schweres Rechenexempel nach, »Methodisten

er - er - er, er - er - er, er - er - er.
und Baptisten, Kongregationalisten und Christian Scientists, vereinigte Brüder und Jünger Christi, Heilige der letzten Tage, Quäker

er - er - er, er - er - er, er - er - er.
und Shaker - und gar die Mormonen - die haben also alle den wahren Glauben?«

er - er - er, er - er - er, er - er - er.
Miß Tatiana unterhielt uns noch längere Zeit mit der erregten Diskussion verschiedener politischer Fragen. Der geduldige Baschmakoff bekam noch

er - er - er, er - er - er, er - er - er.
viel Schlimmes über Rußland von ihr zu hören und sie gab ihm zu verstehen, daß, wer nicht angelsächsischer Abstammung ist, nur schlaue Berechnung und

Его собственным мотивам.

Eigennutz zu Motiven seiner Handlungen haben könne.

Когда же Мадэме Балтыковъ иногда какъ блуждающій знакъ появляется, то я въ Мисс Татяну вижу живую асьерцию.

Wenn Madame Baltykoff mir zuweilen als wandelndes Fragezeichen erscheint, so habe ich in Miß Tatiana eine lebende Assertion

знаю. Она напоминаетъ мнѣ о поморянѣ хозяйкѣ, которую я нѣсколько лѣтъ тому назадъ въ Мисс Татяну зналъ; она

kenne/lernt. Sie erinnert mich an eine pommerische Gutsbesitzerin, die ich vor Jahren gegen direkte Steuern eifern hörte; in

мою тогдашнюю и невѣжество я спросилъ, что это такое, и получила отвѣтъ: прямые налоги — это то, что платитъ самъ

meiner damaligen Jugend und Unwissenheit fragte ich sie, was das sei, und erhielt die Antwort: direkte Steuern sind die, die man selbst bezahlt,

косвенные же, которые платятъ другіе, это плохо, а прямые — хорошо.

indirekte Steuern solche, die andere Leute bezahlen, drum sind die ersteren schlecht und die anderen gut.

Мисс Татяна обладаетъ этою габитацией — габитацией — и рачительна.

Miß Tatiana besitzt auch diese Gabe anschaulicher Definition und racher Schlußfolgerung.

New York, Januar 1900.

Lieber Freund, heute nachmittag wollte ich die Frau unseres Konsuls besuchen. Ich fuhr mit der Hochbahn zu ihr, denn sie wohnt weit draußen, in einer der Straßen mit den ganz hohen Nummern, die mich immer an neuformierte, an den Grenzen gestellte Regimenter erinnern. Die Häuser sehen alle ganz gleich aus, man könnte jedes mit jedem verwechseln, und darin liegt wohl gerade das Militärische; sagte mir doch mal mit Begeisterung ein junger Verwandter, der seit ein paar Wochen Leutnant war: »Vollkommene Gleichmäßigkeit ist das Ziel, Verwischung der Individualitäten die erste Aufgabe.«

Da ich die Frau Konsul nicht zu Hause traf, ging ich von dort aus noch etwas auf eigene Faust explorieren, was mir immer viel interessanter ist, als wenn ich von patriotischen New Yorkern heimgeführt werde, die erwarten, daß ich mich für irgendein turmartiges Haus begeistere, in dem eine Zeitung gedruckt, Korn verkauft, oder Geld gewechselt wird.

Ich ging noch durch einige allerletzte Straßen. Weiter hinaus sieht es sehr bald aus, als sei man im fernen Westen. Weite leere Grundstücke strecken sich dort mit den seltsamsten kleinen Behausungen. Zelte, aus allen möglichen Fetzen zusammengeflochten, Löcher in die Erde gebuddelt wie Höhlen der Urzeitmenschen, daneben Hütten, die aus Ratten, Kistendeckeln, verrostetem Wellblech und Stücken von Petroleumkisten zusammengezimmert sind. Eine ganze Bevölkerung mit unbestimmten Berufszweigen haust dort und streckt sich immer mehr hinaus, je weiter die Straßen mit den hohen Nummern vorschoben werden. Vielleicht prangt solch abenteuerliches Hüttchen auf der ersten Seite im Erinnerungsbilderbuch manch tätigen Millionärs! Das wissen auch die Leute, die heute noch in den zentralen Quartieren äußersten Elends kampieren müssen, und deshalb ertragen sie alles leichter, weil sie es als ein Übergangsstadium ansehen und Beispiele vor Augen haben, daß man sich emporarbeiten kann. Das macht Armut in den neuen Ländern weniger drückend. Auch dem Ärmsten schwebt immer die Möglichkeit des finanziellen Marschstabs vor. Darum kommen sie ja auch über das große Wasser, um die Hoffnungslosigkeit, die alte Resignation hinter sich zu lassen.

Heute war es aber unendlich melancholisch da draußen. Ein eisiger Wind wehte über das flache Land. Kältebeladen kam er aus der Richtung der großen nordamerikanischen Seen angesaut, fegte alles vor sich her und piff unbarmherzig durch alle Spalten und Ritzen in die merkwürdigen Armeleutwinkeln hinein. Ob die Bewohner all der wackligen, klappernden Hütchen wohl auch der Ansicht waren, daß dem geschorenen Lamm der Wind bemessen wird? Wenn man eine Sealskin-Jacke trägt, erscheint solch behaglicher Glaube immer unanfechtbar. Bei meinem heutigen Spaziergang dachte ich viel an ähnliche in Peking verlebte Wintertage. Besonders eines Rittes mußte ich gedenken, den wir

jetzt vor einem Jahre dort gemacht. Da war es auch so kalt, wie heute hier. Der Wind kam von der sibirisch-mongolischen Ebene

hergeweht, so eisig, als könne es nie wieder Frühling werden. Der Weg dehnte sich endlos an der grauen Stadtmauer entlang. Die Türme mit den

verfallenen grünen Kacheldächern standen dräuend gegen den fahlen Winterhimmel. Stellenweise lag etwas hart gefrorener Schnee. Krähen

flogen krächzend vor dem Wind.

Im hiesigen Winter habe ich des dortigen gedacht und ich sende Ihnen dies kleine Gedicht, das mir dabei in den Sinn kam:

An den hohen Mauern der Stadt

Ritten wir beide schweigend,

Sprachen nicht mehr, weil alles gesagt,

Horchten im Schnee auf das Schrei'n

Der schwarzen Vögel.

Längst verließ ich dich, graue Stadt,

Wandre allein nun schweigend,

Habe keinem mein Leiden geklagt,

Nur in der einsamen Seele schrei'n

Die schwarzen Vögel.

Wie so oft in Peking, war mir an jenem Tage, als sei die ganze Welt erstarrt in Angst, als harre sie atemlos, unbekanntem,

unheimlichem. - Stadt des Leidens, Stadt des Verhängnisses habe ich Peking oft genannt - und doch liebe ich die graue, düstre Stadt. Ich habe

jetzt oftmals ganz deutlich die Empfindung, als gehöre ich ihr, als hielte sie mich für ewig, so fern ich ihr auch räumlich bin.

Ich fürchte, ich bin wie alle Leute geworden, die in Peking gelebt haben und es nachher nicht mehr lassen können, immerwährend darüber zu reden

oder zu schreiben.

Das ist die Rache, die China an den weißen Menschen nimmt dafür, daß sie beinahe alle doch nur deshalb hingehen, um ihm ein Stückchen seines

Bodens oder sonst irgendeinen Vorteil und Besitz abzuringen - schließlich sind sie es, die von China absorbiert werden.

Lassen Sie sich nicht zu sehr absorbieren, lieber Freund!

New York, 1900.
New York, Februar 1900.

Lieber Freund, meine letzte Wanderung im winterlichen New York ist mir recht schlecht bekommen. Ich bin seitdem krank gewesen an Husten

und Fieber. Husten und Fieber sind ja nun schon seit Jahren die Meilsteine, die an meinem Lebensweg stehen. Schließlich wird solch Meilstein zu

einem Kreuzchen werden. Und wohin der Weg dann weiter geht und ob es überhaupt noch einen gibt, das weiß man nicht.

Es geht mir aber jetzt schon ein bißchen besser. Ich liege auf dem Sofa am Kamin. Die weiße tibetische Ziegenfelldecke, die Sie kennen, ist über

mich gebreitet. Da geht mit bekümmertem Gesicht ein und aus. Ich weiß nicht, gilt seine Sorge mir, oder den vielen Briefen, die er in letzter Zeit von

zu Hause erhalten hat.

Gestern schenkte mir mein Bruder ein paar Zweige weißen Treibhausfieders. In Seidenpapier wohl eingewickelt brachte er sie von draußen

mit - so ein armer, winterlicher Flieder - all die Blüthen schienen zu frösteln und sich zu wundern, warum man sie gezwungen habe, sich

so sehr zu beeilen, in diese unfreundliche Welt hineinzukommen.

Jetzt stehen die braunen Stengel, an denen oben die spärlichen weißen Blütentrauben hängen, in einer schlanken, grünen Brozevase neben

mir. Die Blumen haben sich etwas erholt, als seien sie dankbar, nun doch noch ein leidliches Plätzchen gefunden zu haben. Ein schwacher,

schüchtern Fliederduft, der beinah etwas Künstliches hat, steigt von ihnen auf und zieht durch das Zimmer.

Er weckt Erinnerungen. Denn Flieder mahnt mich an gar verschiedene Zeiten und Orte.

In Garzin, dem märkischen Gut, wo ich aufgewachsen, da blühte der Flieder im Mai. Vier große Büsche standen auf dem Rasen vor dem Schloß,

in ihrer Mitte eine alte Sonnenuhr. Jeden Frühling, wenn der Flieder blühte, kam derselbe alte Invalide auf einem Stuhl auf angehumpelt; er stellte

sich im Schloßhof auf und spielte uns auf seiner Drehorgel »Die letzte Rose« und »Lang, lang ist's her.« Ich weiß nicht, wo er winters blieb,

aber in all meinen frühesten Frühlingserinnerungen steht der Invalide mit der Drehorgel, und der Flieder duftet, und wir Kinder suchen fünfblättrige

Fliederblüten - denn die sollten Glück bringen wie vierblättriger Klee. Einmal schenkte ich dem alten Drehorgelmann solch ein fünfblättriges

Blümchen - aber der glaubte nicht recht daran.

An so viele Zeiten und Orte mahnt der Duft!

Sogar im blumenarmen Peking gab es Flieder. In allen Gesellschaftsgärten standen eine Menge Büsche. Im April über Nacht erblühten sie mit

einmal, alle zugleich. In allen Wohnzimmern, auf allen Speisetischen war dann die gleiche weißlila Pracht und Fülle. Vierzehn Tage

New York, 1900.
New York, Februar 1900.

Ich bin noch recht elend, möchte Ihnen aber doch ein bißchen schreiben, um mir dadurch die Illusion zu geben, als seien Sie hier.

Wenn ich krank bin, tue ich mir immer so schrecklich leid - ich möchte mich dann am liebsten selbst in die Arme nehmen können und mich

trösten. Gute Gesundheit täuscht über so manches hinweg; wir fühlen uns allem gewachsen und sind daher mit uns selbst zufrieden, und sobald man das ist,

ist ja alles gut. Wenn wir aber oft krank sind und die Rechnung zwischen Sollen und Können immer mit einem Defizit für uns schließt, dann

erscheint die ganze Welt wie ein Exempel, das nie stimmt, wo es immer irgendwo hapert. Glauben Sie nun deshalb nicht, daß ich hier besonders

einsam und vernachlässigt wäre; die kleine Ecke Welt, die im Gesichtskreis meines Sofaplatzes liegt, ist wahrscheinlich nicht schlimmer und

langweiliger wie andere auch, und es besuchen mich eine ganze Anzahl Menschen. Am häufigsten kommt Madame Baltykoff, und gewöhnlich

findet sich Astruther zur selben Zeit ein. Diese übermüdete Russin hat erstaunliche Vorräte an Wissensdurst; sie besieht sich New York

von allen Seiten: Auswandererherbergen, Fifth Avenue-Feste, Schulen, Druckereien, Wall Street, Gefängnisse, Klöster - tout lui

est bon. Kürzlich erzählte sie mir von einem Damenlunch, bei dem sie gewesen. Während nämlich die New Yorker Herren im Geschäft

sind und Geld verdienen, vertreiben sich die Damen die Zeit, indem sie sich untereinander kleine Feste geben, bei denen sie sich in neuen,

kostspieligen Einfällen zu überbieten suchen. Für einen solchen Lunch wird eine bestimmte Farbe gewählt. Die neulichste war lila. Alle

Blumendekorationen, auf dem Tisch, an den Wänden und Kronleuchten, Gestanden aus Parma-Veilchen, das Tischtuch war Spitzen

bedeckte lila Seide, die Tischkarten lila Karton, Wirtin und Gäste trugen Kleider verschiedener lila Tönungen. Das Kleine, sehr

verzogene Töchterchen des Hauses war als Veilchen verkleidet. Madame Baltykoff erzählte, es sei während der ganzen Mahlzeit

ausgesetzt rund um den Tisch herumgelaufen; die zärtliche Mutter bemerkte schließlich, daß ihre Gäste dadurch nervös wurden, aber anstatt das Kind

hinanzuschicken, sagte sie ihm nur: »Dodo, darling, renn doch jetzt mal in der andern Richtung um den Tisch - es wird uns sonst schwindlig.«

Solche kleinen Damenfeste werden, wie alle sonstigen geselligen Begebenheiten auch, am nächsten Tage in all ihren Einzelheiten von den Zeitungen

beschrieben. Die Öffentlichkeit des Privatlebens in Amerika ist immer von neuem ein Gegenstand des Staunens für uns Fremde. Sie erstreckt sich auf die

kleinsten Handlungen der oberen 400. Das gesellschaftliche Debüt einer jungen Dame aus diesen Kreisen wird im voraus bekanntgegeben, mit

Beschreibungen ihrer äußeren Erscheinung und aller Toiletten, die sie in Paris bestellt hat, man kann in den Zeitungen lesen, wieviel Taschengeld sie zu

verausgaben hat, welche Handschuhnummer sie trägt, welche Blume sie bevorzugt, wer ihre Hofmacher sind. Verheiratet sie sich, so werden

spaltenlange Artikel ihrer Ausstattung und ihren Hortzeitsgeschenken gewidmet und genaue Berechnungen aufgestellt, was der Bräutigam wert ist (an Dollar nämlich). Eine New Yorker Dame ist eigentlich nie allein - sie agiert beständig vor Reportern, die der neugierigen Menge die wichtige Kenntnis aller Einzelheiten ihres Lebens vermitteln. Das Bewußtsein, fortwährend beobachtet, besprochen und beschrieben zu werden, mag dazu beitragen, daß die modernen Amerikanerinnen der obersten Gesellschaftsklassen keinen Augenblick vergessen, welchen Eindruck sie hervorrufen. Sie sind immer darauf bedacht, zu gefallen, und rühen nicht eher, bis jeder, der ihnen naht, sich ihrem Charme ganz gefangen gibt. Sie sind stets lebenswürdig, reizend und faszinierend, aber gesunden Menschen anderer Weltteile mögen diese nervösen, blutarmen Wesen oftmals etwas unnatürlich erscheinen. Sie leben hauptsächlich von Bewunderung, daneben auch noch von Eiswasser und auserlesenen kleinen Gerichten, an denen sie ein bißchen herumknabbern; die Beefsteakseite des Lebens ist ihnen ein Greuel; sie möchten am liebsten alles Physische abschaffen, nennen es roh, höherer Wesen unwürdig, und denken, daß es abgetan und in untere Gesellschaftssphären verbannt sei, weil sie es mißsachten. Wegen dieser eigenen Temperamentlosigkeit und weil sie an die beständige Überarbeitung und geschäftliche Präokkupation der rasch alternden amerikanischen Männer gewöhnt sind, können sie in ihrem Liebeszeitvertreib, dem Flirt, auch so weit gehen. Ein verliebter Europäer, der europäische Folgerungen ziehen wollte, käme schlimm an; er würde zu hören bekommen, daß er kein Gentleman sei und Frauen nicht respektiere.

Inmitten dieses verkünstelten Daseins berührt es seltsam, welche Vergötterung mit Kindern getrieben wird. Es ist das ein ganz charakteristischer Zug der hiesigen Gesellschaft. Vielleicht stammt er noch aus der Zeit her, wo es hier so wenig Einwohner für das riesige Land gab, daß man sich über jeden neuen kleinen amerikanischen Bürger ganz unsinnig freute; vielleicht ist es im Gegenteil ein allermodernstes Gefühl, weil in der neuesten Zeit in der elegantesten, reichsten New Yorker Gesellschaft die Kinderzahl stetig abnimmt und man daher ein jedes wie ein kleines Wunder anstart. - Die schönen New Yorkerinnen haben gar so viel zu tun! Auffallend ist, welches Gewicht dem Urteil amerikanischer Damen auf allen Gebieten beizugelegt wird. literarischer, künstlerischer Ruf wird von ihnen bestimmt; wer vorwärtskommen will, muß so malen, schreiben oder musizieren, daß er den leitenden Damen der Gesellschaft gefällt. In allen schöngestigen Dingen sind sie ihren gelderwerbenden Männern sehr überlegen, und niemand weiß das besser, als sie selbst, aber ich glaube kaum, daß sie sich dadurch unglücklich fühlen, es erscheint ihnen der weisen Ordnung der Dinge zu entsprechen; und die Pose der feingebildeten, nur das Zarteste empfindenden Frau, die von einem aus größerem Stoff geformten Mann nicht ganz verstanden wird, ist eine kleidsam geheimnisvolle. zaubernde, diaphane Geschöpfe sind es, für jede Taggestunde mit anderen berücksichtigenden Gewändern versehen, und die große Nutzlosigkeit ihres Daseins

verbergen sie vor sich selbst mit Erfolg hinter einem felsenfesten Glauben an die Wichtigkeit der tausenderlei Dinge, die sie in steter Eile

betreiben.

Aber das ist nur ein ganz bestimmter Typus, den wir Fremde vielleicht gerade deshalb am raschesten kennenlernen, weil diese Frauen keine

eigentliche Tätigkeit mit unausschiebbaren Pflichten kennen und mit aller Beschäftigkeit und Hast doch immer nur nach neuen Dingen suchen, um die

Zeit zu füllen. Die wahrhaften, berufsmäßigen Arbeiter eines Landes lernt ein Reisender immer am Schwersten kennen, denn die haben keine

Zeit für ihn - und wieviel arbeitende, schaffende Frauen muß es in dieser 70-Millionen-Nation geben!

New York, März 1900.

Raten Sie mal, lieber Freund, wer mich heute hier besuchte?

Der Provikar Hofer! Aber ein entchineser, auch im Äußeren ganz römisch-katholisch gewordener Hofer. Um letztemal hatte ich ihn

vor zwei Jahren in Pei-ta-ho gesehen, wo er seinen Besandten besuchte. Wie alle katholischen Priester in China trug er damals den

Zopf (nemlich spärlicher Natur) und chinesische Kleider, der Hitze halber aus dünner weißer Waschseide, die er mehrmals des Tages

wechselte, so daß er stets von immaculierter [(Elfenbein-Figürchen)] Weiße war und ich ihm dort einmal sagte, er gleiche im Äußeren

den Lilien auf dem Felde, aber das Sorgen überlasse er nicht nur dem lieben Gott, sondern halte es darin wohl mehr mit Martha als mit Maria. Heute

nun sah ich ihn in gewöhnlicher schwarzer Priestertracht wieder und erkannte ihn anfänglich gar nicht in dieser Rückbildung. Er war aber sonst ganz der

alte, derb, heiter und voll gesunden Menschenverstandes. Ich kann Ihnen gar nicht beschreiben, wie ich mich freute, jemand zu sehen, der direkt

von Peking kam! Beinah ebenso froh war ich wie Ta, der dem Provikar einen kotau-artigen Knix machte und ganz erzählend

schien, endlich mal wieder chinesisch sprechen zu können.

Natürlich fragte ich Hofer gleich nach Ihnen. Er sagte mir aber, nachdem was er in Peking gehört habe, glaube er, daß Sie erst im Juni

dort eintreffen würden. Da wird es also noch lange dauern, bis ich von Ihnen höre, und während all der Zeit werden auf der Post in

Schanghai meine Briefe liegen, die ich immer in der Illusion schreibe, als schwatze ich mit Ihnen, und als könnten meine Gedanken Sie unmittelbar

erreichen. Von den Pekingern Bekannten erzählte mir der Provikar, und obschon er nur alle paar Jahre aus seiner Provinz mal hinkommt,

kennt er doch sämtliche dortigen, kleinen und großen Intrigen, als hielte er die Fäden in der Hand. Er ist mir immer ein Beispiel von der

merkwürdigen Wohlunterrichtetheit des höheren katholischen Klerus, der alle Diplomaten, diese Regierungsnachrichtensammler, als wahre Stümper

weit hinter sich läßt.

Nachdem mir der Provikar die neuesten Begebenheiten von der Societé de Pekin mitgeteilt hatte, fragte ich ihn, was seine jetzige Reise

bedeute. Er antwortete, daß er auf dem Weg nach Europa sei, um dort aufmerksam zu machen, daß sich in China schlimme Ereignisse

vorbereiteten. Er erzählte mir, in seiner Provinz herrschten seit Monaten große Unruhen, die von geheimen Gesellschaften ausgingen und die

einen sehr fremdenfeindlichen Charakter trügen. »Daran sind wir ja gewöhnt,« sagte er, »was mich aber ernstlich besorgt macht, das ist, daß diese

Unruhestifter offen von den provinziellen Mandarinen in Schutz genommen werden und diese wiederum sich auf die höchsten Autoritäten in

Peking berufen. Es sind Missionare und einheimische Christen überfallen worden, ohne daß eine Bestrafung der Täter zu erreichen gewesen wäre; und die in letzter Zeit neu ernannten hohen Beamten sind ob ihres Christenhasses und Einvernehmens mit den geheimen Gesellschaften bekannt. In Peking herrscht eben nicht mehr die Furcht des Herrn, die beim Orientalen ganz besonders aller Weisheit Anfang ist. Wir Missionare im Innern fühlen die Folgen solch veränderter Haltung ja immer am ersten. Wir hören auch manches, was für andere Ohren zu leise gesprochen wird, und durch China geht jetzt das Wort, »man brauche sich nicht zu fürchten, die Kunde der fremden Teufel habe geschlagen.«

Favier glaubt wie ich an eine große, nahende Gefahr, denn auch er ist von seinen einheimischen Christen gewarnt worden. Die Führer der Großmesser Männer sprechen es ja offen aus: »zuerst die chinesischen Christen, dann die Fremden«. Ich habe dies Wort an die rechte Stelle hinterbracht, da ist mir aber angedeutet worden, wir Missionare seien durch zuviel Schutz verwöhnt und anmaßend geworden, in früheren Jahren hätten wir Verfolgungsgefahren als die notwendige Begleitung alles Missionierens angesehen und hätten nicht nach Kriegsschiffen und Soldaten zu unserem Schutz gerufen. Ich habe denen in Peking die letzte Warnung gegeben: »Die Gefahr betrifft diesmal die Missionare nicht mehr als die anderen Fremden«

– vielleicht geht es euch hier in Peking schlimmer als uns in unseren Provinzen.«

Ich konnte es gar nicht glauben, was mir der Provikar da erzählte. Ich erinnerte ihn an die vollkommene Sorglosigkeit und Sicherheit, mit der alle Fremden, nicht nur in Peking selbst, sondern sommers in den einsamen, entlegenen Tempeln der Umgegend lebten.

»Wie hat sich denn das alles so schnell derartig verändern können?« fragte ich ihn.

»Da kam vieles zusammen«, antwortete er mir. »Seit ein paar Jahren herrscht in mehreren Provinzen Hungersnot, und es ist dadurch ein Grad des Elends entstanden, den man in Europa überhaupt nicht kennt. Viele Arbeiter fürchten auch für ihren kleinen Broterwerb, wegen der Erbauung von Eisenbahnen und der Befahrung der Flüsse mit Dampfschiffen, wovon sie dunkel als von etwas Ungeheuerlichem reden hören. Nachrichten über auswärtige Begebenheiten verbreiten sich in China war langsam, noch 1897 erinnere ich mich, Priester und Mandarine in der Gegend von Jehol gesprochen zu haben, die nichts von einem japanischen Kriege ahnten, aber allmählich ist doch die Kunde von den letzten europäischen Annexionen in weitere Kreise gedrungen und hat Beschämung und Erbitterung hervorgerufen. Die wachsende Zufriedenheit richtete sich anfänglich gegen die Dynastie und Regierung, die all diese Übergriffe gelassen hatten. Nun ist es aber der Kaiserin gelungen, diesen Zorn von sich abzulenken, indem sie seit dem September 1898 alle fremdenfreundlichen Elemente verfolgt und diese anklagt, an allen Einbußen, die China in den letzten Jahren erlitten, schuldig zu sein. Sie umgibt sich mehr und mehr mit den reaktionären Elementen und gibt ihnen zu verstehen, daß sie auf ihre Hilfe gerade gegen die Fremden zählt. Die Kaiserin ist ja eine weit überschätzte Persönlichkeit, die von den realen

Machtverhältnissen der Welt keine Ahnung hat - aber sie ist, wie viele sogenannte große Leute, eine Meisterin in der Wahrnehmung ihrer eigenen, augenblicklichen Interessen und fühlt immer rechtzeitig, welche Partei in ihrem Lande gerade die stärkste ist, um sich auf diese zu stützen. Jahrelang stand sie an der Spitze der chinesischen Fortschrittspartei, was allerdings immer eine sehr milde Dosis Fortschritt bedeutet, zu Zeit der chinesischen Niederlagen durch die Japaner hat sie ihren Rückhalt an den fremden Mächten gesucht, und als sie die wachsende Erbitterung im Lande gerade gegen die Fremden wahrgenommen, ist sie zu den Reaktionären übergeschwenkt. Heute wissen alle fremdenfeindlichen Mandarine und Geheimbündler, daß die Kaiserin nur auf ihre Erfolge wartet, um sich offen zu ihnen zu bekennen.«

»Aber es ist doch nicht denkbar, daß man dem ruhig zusehen und nur abwarten wird, was weiter geschieht?«

»Hoffentlich gelingt es mir in Europa, von der nahenden Gefahr zu überzeugen - in Peking wollte man Favier und mir nicht glauben. Eine Krise wären allen bequem, drum will sie niemand kommen sehen. Es gilt jetzt eben die Parole, in China herrsche Ruhe und Ordnung und alles dort angelegte Kapital würde in nächster Zukunft Goldströme einbringen. Wer an diesem bequemen Optimismus rüttelt, ist natürlich unwillkommen und am unwillkommensten den Geldleuten, deren Einfluß der unheilvollste von allen in China gewesen ist. Diesen Herren liebe, die geborgen in Europa sitzen, und die selbst nie chinesischen Mördern und Boxern, chinesischem Klima und Kriege zum Opfer fallen können, wurden den Chinesen Eisenbahn- und Minenkonzessionen abgerungen. Es ging den Finanzleuten nie schnell genug, sie konnten nie genug bekommen. Mehr als jede Regierung waren sie von ihrer Allwissenheit überzeugt und hörten auf keinerlei Vorstellung, die ihnen von Peking aus gemacht wurde.«

»Ja,« sagte ich, »davon wissen die geschäftlichen Vertreter der Finanzbarone in Peking einiges zu erzählen. Aber nicht nur diese konnten ihnen nie genug erwerben, auch die Gesandten klagten darüber, daß sie getrieben würden, Dinge durchzusetzen, die sie selbst für unheilvoll hielten.«

Der Provokator fuhr fort: »Ich habe damals in Peking mit Mandarinen gesprochen, die derartige Verhandlungen zu führen hatten. Es waren Leute darunter, die den besten Willen hatten, die gerecht waren und sich innerlich zu den nötigen Konzessionen entschlossen hatten. Aber sie sind zerzweifelt zu mir gekommen und haben mir geklagt, die immer neuen Forderungen, die an sie gestellt würden, könnten sie unmöglich dem Throne empfehlen. Man kenne keine Rücksicht auf chinesisches Empfinden, es sei auch kein Ende abzusehen, immer wieder kämen neue, weitergehende Verlangen. - Schritt für Schritt mußten sie dann doch nachgeben. Schließlich sagte mir mal der eine: »Das, wozu ich jetzt gezwungen werde, meine Regierung zu überreden, wird die reaktionäre, fremdenfeindliche Partei ans Ruder bringen, und mir wird es noch mal den Kopf kosten.« Und er hat mit beiden recht gehabt. Die gierige Unersättlichkeit der Fremden hat die chinesische Regierung der reaktionären Partei in die Arme getrieben, und jener chinesische

bei ihm, aber. Demnach, der...
Unterhändler ist eines ihrer ersten Opfer, eine Art Sündenbock geworden. Nachdem er alle Ehren seines Landes besessen, sitzt er heute verbannt

in Turkestan, falls er überhaupt noch am Leben ist. Er ist eine tragische Figur der modernen chinesischen Geschichte.»

»Aber was ist jetzt noch zu tun möglich?« fragte ich.

»Vor allem in Peking keine Inkonsequenzen, keine Schwächen zeigen. Auch könnte man der alten Kaiserin einmal ernstlich drohen, daß

man gegen sie für den jungen Kaiser und seine Reformfreunde Partei ergreifen würde. Das ist eine Karte, die noch gar nicht ausgespielt

worden ist. Und vor allem, auf alle Möglichkeiten gefaßt sein, immer Gesandtschaftswachen in Peking halten und berittene Mannschaften zur Hand

haben, die auf die geringste Gefahr hin in Tientsin ausgeschifft werden können, um die Bahn zu schützen.«

»Und nun wollen Sie das alles in Europa vortragen?«

»Ja, ich halte es für meine Pflicht, noch einmal zu warnen, denn wenn man den richtigen Moment versäumt, und nicht noch Einhalt geboten

wird, so muß gerade das eintreten, was man vermeiden möchte, und wir können in China eine Katastrophe erleben, wie sie noch nie

dagewesen. Aller Handel, alle dortigen Unternehmungen werden auf Jahre hinaus unterbrochen werden, und wir müssen notwendigerweise in

Verwicklungen, Opfer und Ausgaben geraten, die sich gar nicht absehen lassen.«

New York, März 1900.

Heute früh brachte die Post einen Brief aus China für Ta. Ich gab ihn ihm. Nach kurzer Zeit kam er wieder zu mir und sagte mir mit einem Gesicht, hinter dessen orientalischem Gleichmut doch die Bestürzung zu lesen war, er bäte mich, ihn nach Hause zurückreisen zu lassen, seine Mutter verlange durchaus nach ihm. Ich konnte es nicht verstehen, denn wir schicken seiner Mutter jetzt regelmäßig Geld, und sie ist eigentlich besser daran, als wenn Ta in Peking wäre. Er blieb aber dabei, der Brief sei so, daß er nicht länger zögern dürfe, er müsse durchaus nach Hause, wollte er nicht ein ganz schlechter Sohn sein. Ich wußte nicht, was ich sagen sollte. Zum Glück kam der Provikar im Frühstück zu uns. Ihm erzählte ich den Fall und bat ihn um Rat. Ta wurde hereingerufen. Sie verhandelten lange miteinander auf chinesischem, der Provikar las den Brief, dann wandte er sich an mich: »Das ist nun gleich eine Bestätigung dessen, was ich Ihnen vor ein paar Tagen erzählte. Die chinesischen Konvertiten in und um Peking scheinen zu wissen, daß sich schlimme Dinge gegen sie vorbereiten. Tas Mutter, die wie so viele Christen in der Nähe des Petang lebt, fürchtet sich offenbar sehr. Sie hat Drohungen gehört gegen die Christen, die Fremden und alle, die zu ihnen halten. Sie ist Witwe und wohnt allein mit ihren jüngeren Kindern und mit Tas Frau. Den Brief hat sie einem Schwager von Ta diktiert und auch dieser sagt, er solle möglichst rasch zurückkommen. Er fügt noch hinzu, daß Ta, da er Tatare und Bahnermann sei, eigentlich gar nicht außerhalb eines bestimmten Umkreises von Peking hinaus gedurft hätte. Es sei schon mehrmals nach ihm gefragt worden, sie hätten sich bisher immer herausgeredet, die Frager auch mit kleinen Geschenken beruhigt. Aber jetzt fingen die Leute, die ihnen übelwollten, an, von Tas Abwesenheit zu reden, um deren Schweigen zu erkaufen, gehörten Stimmen, die sie nicht aufzubringen in Stande seien. Würden sie aber denunziert, so würden sie eingekerkert, gemartert und um alles gebracht werden. Besonders in letzter Zeit, wo sich Christen still verhalten und suchen müßten, möglichst unbemerkt zu bleiben.

»-256 inq pl bar?« H, ~ T. »Und halten Sie die ganze Geschichte für wahr?« fragte ich den Provikar.

»O ja«, antwortete er. »Es ist alles daran so echt chinesisches. Nirgends wie in China hat jeder einzelne so viel Feinde, d. h. Leute, die auf ihn drücken, die etwas Schlimmes, das sie über ihn wissen, ausnützen, um ihn zu schröpfen. Es ist das Land der Denunziationen, der Erpressungen. Ein jeder hat da Angst vor einem anderen Mächtigeren. Das geht durch alle Schichten. Geheime Gesellschaften, große Spionagesysteme ziehen sich wie Netze durch das ganze Land. Jetzt hat eine besondere Agitation gegen Christen begonnen, gegen alle, die mit den Fremden in Zusammenhang stehen. Als Vorpiel vielleicht für größere Begebenheiten. Mich erinnert es alles sehr an die Zeiten vor den Tientsiner Fremdenmetzelen im Jahre 1870.«

»Was raten Sie mir aber wegen Ta zu tun?«

»Ich fürchte, Sie müssen sich entschließen, ihn nach Hause zu schicken. Er wird aus der Angst um seine Mütter nicht mehr herauskommen und sich nicht mehr

beruhigen lassen, denn er hat offenbar das Gefühl, daß es seine Pflicht ist, zu ihr zurückzukehren. Wie sehr der Chinese seine Eltern verehrt, bräuche ich Ihnen

nicht erst zu sagen - das steht sogar in den oberflächlichsten Reisebüchern. Ich habe durch jahrelange Erfahrung freilich meine Zweifel bekommen,

ob die Verehrung an sich wirklich eine so große ist; aber jeder Chinese wird den Schein wahren wollen, als sei er ein vortrefflicher

Sohn, und wird dafür sogar große Opfer bringen. Ta geht offenbar sehr ungern von Ihnen fort, er sagt, wenn er keine Mütter hätte,

schnitte er sich den Zopf ab und bliebe immer bei Ihnen, und mehr kann kein Chinese sagen; aber er ist fest entschlossen, zurückzukehren. Sie hängen

nun einmal alle so merkwürdig an gewissen Dingen, die ihnen zum Abstand als notwendig erscheinen. Ich habe chinesische Diener gekannt,

die gerechte, harte Herren durch Blattern- oder Typhuserkrankungen aufs treueste gepflegt haben - nicht etwa Gefühls und Mitleids halber, sondern

des äußeren Abstands wegen - sie hätten nicht für treulose Diener gelten wollen. Dies selbe Gefühl zeigt sich uns ja täglich, wenn wir in

China Gäste haben; da wird in unseren Häusern immer alles musterhaft gehen - darauf halten unsere chinesischen Diener um ihrer selbst willen, wo sie in

Sellung sind, soll es nach außen gut aussehen. Tas Wunsch, nach Hause zurückzukehren, ist meiner Ansicht nach viel mehr eine Frage des Scheins als der

persönlichen Neigung. Ich wüßte, dem Gefühl nach bliebe er lieber bei Ihnen - obschon ich es nach dreißigjährigem Aufenthalt in China längst

aufgegeben habe, Vermutungen anzustellen über die Gefühle der Chinesen. Sie sind eben die ewig Rätselhaften.«

Wir sprachen dann über Tas Rückreise und kamen überein, daß es zu große Schwierigkeiten verursachen würde, ihn ganz allein über San Francisco

nach Hause reisen zu lassen. Ich fühle mich doch auch verantwortlich für dies gelbe Menschenkind, das ich aus seiner Welt herausgerissen habe. Schließlich

bot uns der Provikar Hofer an, Ta mit sich zu nehmen nach Europa und von da zurück nach China. In wenigen Tagen reist er. Ta

selbst ist offenbar traurig darüber, scheint aber andererseits befriedigt, einen hohen geistlichen Herrn zu begleiten, der ihm als Geschäftsreisender der

Kirche doch noch viel mehr imponiert, als mein Bruder, der im Dienst einer simplen irdischen Firma steht! - Aber mir ist seitdem ganz weh

ums Hz.

New York, März 1900.

Liebster Freund! Heute ist meine Stimmung so grau und trübe wie draußen der Himmel, an dem immer neue Wolken vorbeijagen hinaus zur

6.
See.

Ich habe heute Ta zum Dampfer gebracht, auf dem er mit dem Provikar nach Europa abgereist ist. Heute Morgen kam er wie alle Tage,

hatte die Sachen meines Bruders gebürstet und gefaltet, die Stiefel blank geputzt - das Methodische, Regelmäßige seiner Rasse lag in dieser kleinen

Handlung, noch bis zur letzten Minute seine Arbeit zu tun. Sein Gesicht aber war ganz verändert, aufgedunsen vom Weinen, daß die geschlitzten Augen

beinah ganz verschwanden. Der Gedanke, ihn gehen lassen, kam mir plötzlich ganz unmöglich vor, ich fühlte, wie mir selbst die Tränen in die

Augen traten, ich sah ja auch, wie schwer es ihm wurde, und so sagte ich ihm: »Willst du nicht bleiben? Es ist ja noch Zeit, Ta.« Da verzog sich

sein Gesicht zu jenem seltsamen, orientalischen Lachen, das wir Occidentalen nie ganz verstehen, das bei Gelegenheiten erscheint, wo es uns

als vollkommen unangebracht, ja verletzend berührt, das in einer gewissen Schüchternheit wurzelt und dem rührenden Zug entspringt: meine

Angelegenheiten sind ja viel zu gering, als daß sie dich stören dürften. So grinste denn der arme Ta, während er dem Weinen nahe war, und

auf meine Frage antwortete er, indem er einen Finger auf den Mund legte, den Kopf schüttelte und ganz leise sagte: »Nicht sprechen,

iv.
Taitai.«

Taitai.
Ja, er hatte recht, wozu auch sprechen über das, was nicht zu ändern ist.

Tas Abreise gestaltete sich zu einer kleinen Ovation. Die Hausmädchen in den saubereren weißen Mützen umdrängten ihn, mehrere brachten

ihm kleine Andenken, und alle riefen ihm nach: »Glückliche Reise, Ta! Komme wieder, Ta! Aber bringe keine chinesische Frau mit, Ta!«

Und er grinste über sein armes verweintes Gesicht, wie es nun mal im fernen Osten die gute Erziehung gebietet, wenn man so recht gerührt und

traurig ist.

Ich fuhr mit Ta zu seinem Schiff, wo ich ihn dem Provikar Hofer übergeben sollte. Vom Central-Park hinunter zum Hafen, durch die vielen

verschiedenen Straßen, die immer ärmlischer, häßlicher und holpriger werden. In einer langen Reihe von sturen irdischen Besitzes geht es von den

Fifth-Avenue-Palästen hinunter zu den Tenement-Häusern, zu den Schlupfwinkeln für rätselhafte Existenzen und provisorisch aussehenden

kleinen Läden und Kneipen, die man ganz verwundert ist, noch irgendwo in New York zu sehen. Von höchster Höhe bis zur

tiefsten Tiefe führt der lange Weg, von jenen, die vor der Langeweile von Vergnügen zu Vergnügen flüchten, bis zu denen, die im Kampf gegen Hunger

und Kälte von Arbeit zu Arbeit hasten.

Auf dem Dampfer herrichte die furchtbare Verwirrung, das Rennen, Hasten, Sch-suchen, das aufgeregte Sprechen, das nervöse Lachen, das Händedrücken,

das Küssen und Weinen der letzten Stunde vor der Abfahrt. Unendlich viel verschiedene Typen, die die neue Welt auf jedem solchen Dampfer zurück nach

Europa schick! In die drei großen Kategorien der Vergnügungs-, Geschäfts- und Gesundheitsreisenden lassen sie sich einteilen. Von einer

Menge Freunde werden die meisten Reisenden noch begleitet, so daß ein entzetzliches Gedränge auf dem Deck herrscht. Zwischen all dem stehen die

Schiffs-offiziere, ebenso abgestumpft gegen komische wie gegen wehrmütige Abschiedsszenen, und erteilen mit lauter Stimme Befehle, korrekt,

vorschriftsmäßig, echt europäisch.

Nur mit Mühe fand ich in dem Gewühl der Abreisenden und Abschiednehmenden den Provikar. Ich übergab ihm Ta, und er versprach mir nochmals, gut für ihn

zu sorgen und ihn sicher bis nach China zu bringen. Dann tönte auch schon die Glocke, ein Zeichen, daß die Nichtreisenden das Schiff zu verlassen

hätten. Ich reichte beiden noch einmal die Hand und sagte zu Ta »Gott behüte dich!« denn in diesem letzten Augenblick hatte ich das klare

Bewußtsein, daß er mit offenen Augen in eine große Gefahr ging, weil er es für recht hielt - in seiner Art auch ein Held, trotz Zopf

und Schlitzaugen - und ich gab ihm den Wunsch mit auf den Weg, der so viele Helden schon begleitet hat: »Gott behüte dich!«

Dann kam ich in das Gedränge, und zwischen lauter fremden Menschen, die alle auch ihre Sorgen hatten und eilten und hasteten, wurde ich vom Schiff auf die

Brücke und dann in den großen dunklen Schuppen geschoben, an dem der Dampfer lag. Ich blieb noch einmal stehen, durch das große, offene

Tor, das man eben schließen wollte, sah ich noch einmal das Schiff - es war jetzt los vom Lande, ein Zittern ging durch das

Ungeheuer, als ob ein Riese sich seiner Kraft bewußt würde. Ich suchte noch einmal mit den Blicken nach Ta und dem Provikar - da

schloß sich das Tor.

Vor mir zur Straße zurück ging eine gebeugte, alte Frau, die bitterlich weinte; ein kleiner Junge führte sie, und ich hörte ihn

tröstend sagen: »Never mind, granny dear, they'll come back!« Aber die alte Frau weinte weiter, sie

hatte wohl oft Menschen gehen und nicht wiederkehren sehen und wußte wie ich, daß Menschen vielleicht Zeiten aber nie wiederkehren.

Das Episodenhafte des Lebens lastet heute so besonders schmerzlich auf mir, lieber Freund, das Zerrissene, Heimatlose. Der arme Ta war mir

immer noch wie eine Verbindung mit den chinesischen Jahren; sie waren ja in vielem traurig und enttäuschend, manches haben wir dort erlebt, manches

aus der Heimat dort vernommen, was uns in tiefstem Herzen geschnitten hat - aber ich fühle jetzt noch, daß ich dort angefangen hatte, etwas

Wurzeln zu schlagen - und dann - man trauert ja auch um die grauen Tage, wenn sie erst vorbei sind, weil sie eben nie wiederkehren können

- 2 m ~ g l s b y g e n i .
und mit ihnen ein Stück von uns selbst verstorben ist.

Seit den Gesprächen mit dem Provikar habe ich die Empfindung, als sei das China, das ich gekannt, auf immer dahin. Bis jetzt dachte ich, ich brauchte

nur zurückzukehren, dann fände ich dort alles wieder, wie ich es verlassen habe - aber dem ist nicht so, man findet nie alles wieder, denn nichts

bleibt still stehen, nicht einmal in China. Und nun quält mich die Angst, was werden wird, wenn der Provikar wirklich recht hat mit allem, was er

prophezeit.

Wenn er doch in Europa durchdringen und es ihm gelingen möchte, noch rechtzeitig zu warnen! - Und dann sage ich mir wieder, ist es denn

je gelungen, Ereignisse zuzuwenden, Schicksale zu lenken? Menschen mühen sich ab, ängstigen und grämen sich, möchten helfen und bessern,

und in allem, was sie tun, um Nutzen oder Schaden anderer, was sie sich einbilden, aus freier Wahl zu tun, was ihnen als Versäumnis oder

als Verdienst erscheint - in alledem sind sie vielleicht nur blinde Werkzeuge eines blinden Verhängnisses. - Wer kann es wissen?

Draußen auf dem weiten Ozean zieht das Schiff dahin, das Ta und den Provikar trägt, und zahllose andere Schiffe kreuzen die Meere, alle voller

Menschen, die auch zweckerfüllt und verantwortungsbelastet sind.

Und vielleicht ist all das umsonst; vielleicht hat doch das Verschen recht, das ich in einer Chronik unter dem Bilde eines alten Segelschiffes fand:

»Wirst du einst alt und weise,

So weißt du, daß die Reise

So zwecklos war wie die Well'n.«

New York, März 1900.

Lieber Freund, es gibt doch komische kleine Züge in den Menschen! Wie ein Kreuzfahrer ist Hofer aus seiner fernen Diözese ausgezogen. In elendem Boot auf dem großen Kanal und in knarrendem Karren auf durchlöchernten Wegen ist er erst nach Peking gefahren, um vor kommendem Unheil zu warnen; und als man dort nicht auf ihn hört, zieht er weiter über Amerika nach Europa, um da seine Stimme zu erheben. Selbstsüchtige Zwecke sprechen dabei nicht mit, auch nicht Angst um eigene Sicherheit - er will von vielen Schuldigen eine große Gefahr abwenden, verhindern, daß die Stecklinge westliche Zivilisation, die so mühsam im fernen Osten gepflanzt wurden, in einer großen Katastrophe vernichtet werden, er will die »Pekinger Taubblinden« um jeden Preis retten.

Aber das Triviale wohnt nahe beim Sublimen, und die Beschäftigung mit der Kirche schärft den Sinn fürs Praktische. Kleine Vorteile soll man auch auf dem Wege zu den höchsten Aufgaben mitnehmen. Während seiner New Yorker Rasttage hat Hofer den ihm gänzlich unbekanntem Charles W O'Doyle besucht und ihn auf Grund des chinesischen Ursprungs seiner Millionen für die Missionshäuser angebettelt. O'Doyle hat ihm eine bedeutende Summe gegeben, denn diesem großen Mann ist sein Katholizismus ein Luxusgegenstand, den er sich etwas kosten läßt. Er und mehr noch die Prinzeß von Armenfelde schmücken sich mit dieser Religion, die ihnen wie ein Symbol der Vornehmheit erscheint, und der sie unter ihren Landsleuten viel Bekanntheit in höheren sozialen Kreisen verdanken, die sie ohnedem schwerlich je gemacht hätten. In den Vereinigten Staaten ist der Katholizismus très-bien porté, wie Madame Baltykoff neulich sagt.

Das Komischste aber ist, daß Hofers Appell an O'Doyles Wohltätigkeit und dessen Spürsinn für das Sensationelle in Geschäften mir eine große Bilderbeziehung eingetragen haben! O'Doyle und seine Tochter waren eben bei mir. Er teilte mir gleich Hofers Besuch mit und ließ durchblicken, daß die Summe, die er ihm für die Mission angewiesen habe, allein schon die Reise wert sei. Dann sagte er, er glaube, Hofer habe recht mit seinen schlimmen Prophezeiungen; sie stimmten überein mit den Voraussagen seiner Hongkonger Geschäftsfreunde.

»Um China wird sich in diesem Sommer alles drehen«, sagte O'Doyle. »Ich täusche mich selten, wenn ich mal solche Behauptungen aufstelle. Sollten Sie Geld in China haben, rate ich, jetzt zu verkaufen, können später billig wieder kaufen - ganzes Geschäftsgeheimnis in den paar Worten: billig kaufen, hoch verkaufen. Zu merkwürdig, daß immer noch Menschen durchaus umgekehrt operieren wollen.«

Nachdem ich ihm versichert, daß ich weder in China noch anderswo Geld habe, fuhr er fort: »Gehen diesen Sommer in unser Cottage nach Newport. Baue dort kleinen Pavillon für Nachmittagstee. Habe chinesischen Pagodentil gewählt, geschweifte Dächer, bunte

den, viele Drachen, kleine Glöckchen; habe mich dazu entschlossen, weil dies Jahr, wie gesagt, nur von China gesprochen werden wird.

«Great a great succes sein! Brauche zur inneren Dekoration chinesische Ansichten; wollen Sie sie malen?»

Ich ging auf diesen Vorschlag gern ein und mußte meine Mappen chinesischer Skizzen bringen, von denen ich so manche gemalt habe, während Sie

zuschauten. Vater und Tochter suchten gleich aus. Die Prinzess war für das Malerische: ein Sonnenuntergang auf dem Yangtse, verwitterte alte Mauern

in Hangtschau, ein Gewühl von Booten bei Kanton gefielen ihr, aber der alte 'O'Doyle verwarf das alles. »Ich will lauter Peking'sche Bilder

haben,« sagte er, »dort liegt die Hauptgefahr, hat Hofer gesagt, davon wird gesprochen werden.«

Es sind wohl noch nie Bilder nach merkwürdigerem Grundsatze gestellt worden!

Schließlich erschien er sich für einen Eckturm der Peking'schen Stadtmauer, für eine Ansicht der Kaiserstadt mit den goldgelben Dächern der

Paläste und für ein Stadttor, durch das eine Truppe chinesischer Soldaten zieht - das behagte ihm besonders, denn er meinte, sie sähen alle

wie Räuber, Aufrührer und Mörder aus und würden daher sehr typisch sein, wenn es im Sommer wirklich zu gründen käme. Er stellte mir in

Aussicht, noch mehr zu bestellen - vielleicht will er abwarten, ob die weiteren Nachrichten aus China so lauten, daß die Bilder wirklich ein

aktuelles Interesse gewinnen.

Es war komisch, 'O'Doyles Geschäftsspürsinn auf Bildersubjets angewandt zu sehen, aber es beängstigte mich doch sehr, von Revolten und

Fremdenverfolgungen so ruhig reden zu hören, als von Umständen, die man im voraus eskomptiert, durch die Aktien steigen oder

sinken. Aber die Erinnerung an den Winter 98 hat mich beruhigt. Da sprach man ja auch von den stets näherrückenden Kängsu-Truppen, die

ihren rückständigen Sold in Peking bei den Fremden erplündern wollten, und es kam auch wirklich zu vereizelten Angriffen, als aber

nach wenigen Tagen die Gesandtschaftswachen einmarschierten, erscholl nicht mal ein Ruf gegen das Häuflein bewaffneter Fremdlinge und ihre

bloße Gegenwart genügte, um in der wogenden See gelber Menschenmassen um uns herum Ruhe zu halten.

Es wird wohl diesmal wieder so werden!

W, 2. 1900.
Berlin, Mai 1900.

Mehr als ein Monat ist erstrichen, ohne daß ich Ihnen geschrieben habe. Ich bin währenddem über den Atlantischen Ocean gefahren, stehe auf

demselben Festland wie Sie - aber doch welche unabsehbare Ferne zwischen uns - und Sie wissen noch nichts von dem, was sich in dieser Zeit ereignet

hat. Warum habe ich Ihnen so lange nicht geschrieben? Ich könnte sagen, daß es mir an Zeit gefehlt. Das wäre aber nicht wahr. Ein dunkles

Gefühl hat mich davon zurückgehalten, das ich mir selbst kaum zu erklären vermag. Eine Scheu. Eine letzte Loyalität, die Schweigen

heißt. Ihnen konnte ich keine banalen Phrasen schreiben, wie ich deren so viele in den letzten Wochen gehört und selbst gebraucht. Denn es

gibt Anlässe, wo man sich willkürlich ins Banale rettet, weil es eine Hülle ist, eine breite, wohl ausgetretene Straße, an deren

Richtigkeit von andern nie bezweifelt wird. Man bleibt damit dicht an der gehärteten Oberfläche des eigenen Wesens, enthüllt nichts, was im innern

ich gehört. Um aber zu den eigentlichen wahren Empfindungen zu gelangen, muß man in die Tiefen des Herzens greifen, und davor graut uns, wissen wir

doch nie, was wir in ihnen finden werden.

Es ist alles so plötzlich gekommen. Das Ende scheint uns ja immer plötzlich. Ich mußte mich erst selbst zurechtfinden, ehe ich Ihnen schreiben

konnte.

Er, von dem wir nie gesprochen, ist gestorben. - Wir erhielten in New York ein Telegramm, daß er, dessen Namen ich trage, schwer erkrankt

sei. In der Kistalt, in der er sich seit Jahren befand, war eine Feuersbrunst ausgebrochen. Er war zwar gerettet worden, aber infolge der

nervösen Ersütterung trat eine schwere akute Gehirnkrankung ein. Mein Bruder erbat sich telegraphisch Urlaub von seinem Geschäftshause,

und wir reisten mit dem nächsten Schiff von New York ab. Als wir eintrafen, war alles vorüber. Wir fanden nur ein frisches Grab. Ich

ängstigte mich so sehr vor diesem Augenblick, wußte nicht, was er mir innerlich an unerwartetem bringen würde, denn im alltäglichen Leben und seinen

kleinen Vorkommnissen glauben wir uns zu kennen, aber bei plötzlichen Gelegenheiten sind wir uns selbst immer wieder Überraschungen.

Als wir am Grabe gingen, hielt ich mich zuerst fest am Arm meines Bruders, wie um Schutz zu suchen vor Unbekanntem, und dann allmählich ließ die Spannung

der Nerven nach - nichts Unbekanntes, nichts Neues erschien - nichts war verändert. Ich wurde mir plötzlich bewußt, daß ich ganz ruhig war.

Was habe ich eigentlich empfunden?
Sein Leben war seit Jahren so entsetzlich, daß sein Tod niemand so erscheinen konnte. Ist doch vielleicht auch bei anderen Wesen, die nicht

wie er die Grenze überschritten haben, die wir Vernunft nennen, das Leben der Jammer, nicht der Tod. Wir setzen es nur so falsch, weil wir durch

Generationen hindurch dazu erzogen sind. Wie sollten auch Leute regiert, wie sollten Leute zu Gott geführt werden, qui feraient
franchement fi de la vie? Gott? Auch dieses eine spezielle Leben soll er gegeben haben, und es war ihm vermutlich doch auch so viel
wert wie die Dutzenden, die er nicht vom Dache fallen läßt. Und doch ist dies Leben verkommen, der Geist hat sich hoffnungslos umnachtet. Einer
Kette mit bleierner Kugel gleich, hat sich die eine Existenz hemmend und lähmend an eine andere gehängt. Diesem anderen Wesen war die
Fähigkeit verliehen, den vollen Schmerz, die ganze Entwürdigung dieser Last bis in seine innersten Fasern zu fühlen; Hoffen, Streben, Sehnen waren ihm
gegeben, und nichts hat sich erfüllt von all den Möglichkeiten, die ihm vorwebten. Nachdem dann das eine Leben wie eine dumpe, träge Masse
jahrelang hingebütet und das andere sich mit dem entsetzlichen Bewußtsein eigener Vergeudetheit und Zwecklosigkeit Jahre um Jahre müde hingschleppt
hatte, da hat eine rohe Katastrophe das plumpe Ende gebracht. Nichts ist aufgeklärt, nichts versöhnt. Man steht vor der unvernünftigen
Tatsache. Wodurch das Ganze? Vorsehung? Nein, der Begriff erklärt mir nichts. In der Vorstellung einer welterschaffenden, weltlenkenden Gewalt, die
trotz ihrer Allmacht aus ein paar einfachen Menscheneschicken ein so hoffnungsloses Wirrsal werden läßt, in der Vorstellung liegt eine
solche Grausamkeit und Willkür, daß man sie immer anrufen möchte: »So verantworte dich doch, verantworte dich!« - Während all der letzten
Jahre habe ich immer gesucht, diese Gedanken niederzuhalten, habe gekämpft, die Bitterkeit zu überwinden - und wie schwer war es doch oft! Besonders
wenn es Frühling wurde, Frühling für andere und sie es so selbstständig fanden, glücklich zu sein - und man selbst war so allein, wie eine
Anfallerscheinung, für die sich kein Platz findet im weiten Weltenplane. Wir finden uns ja leicht ab mit der großen Verschwendung, die in
jeder Sekunde die Natur mit Millionen treibt, die alle des Daseins Möglichkeiten in sich trugen und doch ungelebt zu verschwinden müssen in das
Unbekannte, aus dem sie hoffend aufgestiegen. Denn nichts lernt unsere Weisheit leichter einsehen, als die Unabänderlichkeit der Leiden anderer. -
Aber, wenn es uns selbst trifft, wenn die Unabänderlichkeit gerade uns faßt, alles das in uns knickt, was werden möchte, wenn jeder Tag mit neuem
Hoffen und Warten beginnt und doch nie anderes bringt als dieselbe Enttäuschung, denselben müden Abend - dann erst erkennen wir die
Ungeheuerlichkeit des Weltenleids, weil es unser Leid ist. Ach, das gläubige Hoffen junger Jahre, das allmählich zu zweifelndem Warten wird!
Wenn uns zuerst im Leben Unglück und Unrecht betreffen, denken wir, daß sie nur ein vorübergehender Irrtum sind - etwas wie ein Rechenfehler
- der gleich korrigiert und richtiggestellt werden wird. Alles in uns erscheint uns so wichtig, so sehr der Entfaltung wert, daß wir den Gedanken
unträglich finden, irgend etwas unserer kostbaren Gaben könne unentwickelt, ungeutzt verkümmern und ungründe gehen. - Samstäubchen?
- ja, für die ist es unabänderliches Weltengesetz. Aber wir?
Doch es mehren sich täglich die Erfahrungen, sie wachsen zu langer Kette, und blicken wir zurück, so sehen wir, wie vieles schon in uns gestorben, noch

s - small, wert, geschon, ob, ja, an - wo in
ehe es leben durfte, verkümmerte Talente, schaffensfreudiges Wollen, Sehnsucht zu lieben, Anlagen und Interessen - alles umsonst in

ist, es sollte sich ja nie entfalten dürfen - war schon im voraus verdammt. Denn viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt. Mählich

wächst dann die Erkenntnis, gegen die wir uns erst noch sträubten, von der wir im Innersten längst wissen, daß sie recht hat - auch wir gehören zu den

Verwendeten, zu den Millionen, deren Erscheinen ganz zwecklos war. Überproduktion. Schaum, der über den Rand des Bechers fließt.

Wer das vom eigenen lieben erkannt hat, den fröstelt es in Mark und Blut. Wozu überhaupt noch weiter? An Stelle all des Gewollten tritt ein

einzig großes Sehnen, wie die welken Blätter müde niederzusinken und unter weißschimmernder Winterdecke anzugehen im feuchtbraunen Boden,

Nahrung werden für die ewig verschwendende Erde - dazu vielleicht taugen auch wir.

Wie oft habe ich all das während der letzten Jahre gedacht und darum gekämpft, ruhig und still zu werden. Denn Bitterkeit und Empörung zu Wehmut und

Mitleid wandeln - das ist des Lebens Aufgabe, die wir lösen müssen, wollen wir nicht in Verzweiflung enden.

Nun stand ich an einem Grab. Auch ein armer, verschwendeter Mensch, der da unten ruft. Hat mir nichts Übles / gewollt - liebte mich sogar

einstmals auf seine Art - es kursiert ja so viel Verschiedenes unter diesem Namen. Hat mir nichts Übles / gewollt - hat nur mein Leben

vernichtet - hat dazu gerade lange genug leben müssen - in allem anderen auch nur ein armes, zweckloses Dasein. Niemand kann darauf

Antwort geben: warum mußte er sein und selbst so viel leiden und so viel Leiden verursachen? Sicher hat auch er einst die große Empörung

und Bitterkeit empfunden, als er erst des Unheils Nahen fühlte, nicht mehr denken konnte wie er wollte, seltsame Handlungen beging, deren

Motive ihm nachher verschwunden waren. Sicherlich hat auch er sich aufgelehnt und gekämpft gegen das Unverständliche Stärkere; hat sich doch schließlich auch

in sein Schicksal fügen müssen, denn das Schicksal ist immer stärker als unser kleiner Verstand und Wille - auch wenn Schicksal Wahnsinn heißt.

»Die entzücklichen Tobsuchtsanfälle«, erzählte uns sein Wärter, »hatten vor der Feuersbrunst, während seiner letzten Lebenszeiten, mehr und mehr

abgenommen; es war, als sinke er allmählich in völlige Sanftmut; wir erleben das an vielen Kranken; es ist dann schließlich ganz leicht, mit

ihnen fertigzuwerden.«

Und ich dachte, ja, derst Auflehnung, dann sanft und müde werden, das ist so Menschenlos. Der eine findet es hier in einer engen Irreellen, der

andere draußen in der weiten Narrenwelt.

»Gottlob, nun hat er ausgelitten, nun ruht der arme Herr«, sagte der Wärter.

Ich haüte ihn staunt an. Der Mann sieht Jahr aus Jahr ein solche Schicksale vor sich und kann noch Gott loben!

Vielleicht aber hatte er recht. Leiden ist das Übel, Tod nur Ende und Erlösung.

Immer stiller wurde es in mir. Ich war so völlig ruhig, daß es mich selbst erstaunte. Und konnte doch eigentlich nicht anders sein. Die Verzweiflung

meines Gebens, die Anklagen gegen das Schicksal liegen weit zurück in vergangenen Jahren. Als es niemand noch wußte, als ich für eine glückliche

Frau galt - das war meine härteste Zeit. Damals lehnte ich mich innerlich auf. Überträglich war das Gefühl eigener Zwecklosigkeit, überträglich der

Jammer um mein junges Leben, das mir noch so nahsehbar lang vorkam. Jetzt scheint mir das alles überwunden. In mir ist schon lange

eine große Stille - ich gleiche einem jener ausgestorbenen Häuser, wie die Resignation sie gern bewohnt. Dies Grab ändert nichts

mehr. Ohne neue Trüer stand ich daran. Dem Schicksal sei's gedankt, daß von dem Grab keine Anklage sich gegen mich erheben kann, dem Schicksal

sei es auch gedankt, daß in mir selbst die Bitterkeit längst schweigt.

Wehmut und Mitleid allein sind geblieben.

W, 2. 1900.
Berlin, Mai 1900.

Die Zeit meines Bruders ist kurz bemessen. In einer Woche muß er nach New York zurück. Jetzt ist er auf ein paar Tage zu seinem

Chief gereist. Ich warte hier in Berlin auf ihn, und dann werden wir uns zusammen einschiffen, denn natürlich gehe ich wieder mit ihm - wir gehören

ho Jahnung - 2 5 no - g 2 u. b. M. b. c. e. p. p. r. x
ja seit soviel Jahren nun schon zusammen und sind uns gegenseitig ein Stück Heimat. Sie, lieber Freund, werden das gewiß verstehen. Hier

on v. b. b. v. t. i. c. d. a. z. u. w. s. r. - e. u. r. s. g. g. h. e. n. m. r. s. E. 2. P. m. r. p. n
sagen mir freilich viele Bekannte, ich solle doch nun in Berlin bleiben und mir ein Heim gründen - als ob dazu nur gehörte,

— c. u. j. h. - o. d. e. n. j. g. n. e. w. l. n. d. e. n. D. c. » c. p. e. c. o. u. l. l. z. o
eine Wohnung zu mieten und Dienstboten zu engagieren. Manch einer näselst dann auch wohl: »Wäre gerade, was in Berlin fehlt, Haus

— p. o. r. t. h. z. b. o. v. t. i. n. t. e. n. t. (M. S. u. e. y. c. «
einer unabhängigen Frau, geistiges Milieu, neutraler Grund, könnte politisch von Bedeutung werden.«

— d. o. a. m. o. r. s. e. o. n. - a. z. h. b. o. v. e. n. b. o. v. t. l. e. i. b. e. n. v. i.
Welch einsames, kleines Heim würde das sein, und wie gleichgültig läßt mich das »geistiges Milieu«! Für wen? Für wen? - Mir ist es

g. z. e. i. n. e. r. l. e. i. o. b. m. a. l. b. e. i. m. e. i. n. e. m. B. e. g. r. ä. b. n. i. s. e. i. n. p. a. a. r. »p. o. l. i. t. i. s. c. h. b. e. d. e. u. t. e. n. d. e.« L. e. u. t. e. s. a. g. e. n. : »W. i. e. d. e. r. e. i. n. a. n. g. e. h. m. e. s. H. a. u. s. w. e. n. i. g. e. r. -

u. d. b. a. s. o. n. s. b. « - e. s. i. n. g. e. - c. o. m. !
gab doch famose Dinners, die Frau« und dann auf die Uhr schauen und woanders essen gehen!

h. e. r. m. a. n. j. u. n. g. w. ä. r. e. u. n. d. d. i. e. S. c. h. w. u. n. g. k. r. a. f. t. b. e. s. ä. ß. e. d. i. e. d. e. r. G. l. a. u. b. e. a. n. d. i. e. W. i. c. h. t. i. g. k. e. i. t. d. e. r. D. i. n. g. e. t. e. t. s. v. e. r. l. e. i. h. t. ! A. b. e. r. i. c. h. b. i. n. m. ü. d. e. -

— n. u. r. e.
nur immer müde.

— u. n. d. s. o. z. i. a. l. e. A. m. b. i. t. i. o. n. e. n. ! - a. c. h. d. u. l. i. e. b. e. r. G. o. t. t. !
Und soziale Ambitionen! - ach, du lieber Gott!

— W. ä. r. e. m. e. i. n. B. r. ü. d. e. r. n. i. c. h. t. b. e. i. m. i. r. i. c. h. k. ä. m. e. m. i. r. g. a. z. v. e. r. l. o. r. e. n. v. o. r. d. e. n. i. n. B. e. r. l. i. n. f. ü. h. l. e. i. c. h. m. i. c. h. s. o. f. r. e. m. d. - f. r. e. m. d. e. r. b. e. i. n. a. h. e. a. l. s.

— i. n. A. m. e. r. i. k. a. o. d. e. r. C. h. i. n. a. !
in Amerika oder China!

— I. c. h. h. a. t. t. e. m. i. r. i. m. m. e. r. d. e. n. G. l. a. u. b. e. n. b. e. w. a. h. r. t. d. a. ß. e. s. w. e. n. n. i. c. h. m. a. l. w. i. e. d. e. r. n. a. c. h. D. e. u. t. s. c. h. l. a. n. d. k. ä. m. e. g. a. r. n. i. c. h. a. n. d. e. r. s. e. i. n. k. ö. n. n. t. e. a. l. s. d. a. ß. m. i. c. h. g. l. e. i. c. h. e. i. n.

— w. o. n. n. i. g. e. s. H. e. i. m. a. t. s. f. ü. h. l. u. m. f. a. n. g. e. - u. n. d. n. u. n. i. s. t. a. l. l. e. s. s. o. g. a. z. a. n. d. e. r. s. a. l. s. i. c. h. e. s. m. i. r. i. n. d. e. r. F. e. r. n. e. d. a. c. h. t. e. E. s. i. s. t. j. a. i. m. m. e. r. a. l. l. e. s. i. m. L. e. b. e. n. a. n. d. e. r. s.

— a. l. s. m. a. n. e. s. i. c. h. d. a. c. h. t. e. ! - a. b. e. r. n. i. e. s. c. h. ö. n. e. r. !
als man es sich dachte! - aber nie schöner!

— S. e. i. t. i. c. h. i. n. D. e. u. t. s. c. h. l. a. n. d. b. i. n. w. a. r. t. e. i. c. h. e. s. t. ä. n. d. i. g. a. u. f. d. a. s. E. r. w. a. c. h. e. n. m. e. i. n. e. s. H. e. i. m. a. t. s. f. ü. h. l. s. - a. b. e. r. e. s. b. l. e. i. b. t. i. m. m. e. r. n. o. c. h. a. u. s. I. c. h. h. a. t. t. e. v. i. e. l. H. o. f. f. n. u. n. g. e. n.

— a. u. f. d. e. n. A. n. b. l. i. c. k. d. e. s. B. r. a. n. d. e. n. b. u. r. g. e. r. T. o. r. e. s. g. e. z. e. t. A. b. e. r. v. e. r. g. e. b. l. i. c. h. D. a. ß. d. i. e. A. l. l. e. e. m. i. t. d. e. n. K. u. r. f. ü. r. s. t. e. n. u. n. d. s. o. n. s. t. i. g. e. n. g. r. o. ß. e. n. M. ä. n. n. e. r. e. s. i. s. t. n. i. c. h. t.

— w. e. c. k. t. e. i. s. t. n. i. c. h. t. z. u. v. e. r. w. ü. n. d. e. r. n. d. e. n. n. i. c. h. w. a. r. m. i. r. g. ä. n. z. l. i. c. h. n. e. u. H. a. t. m. i. r. n. u. r. b. e. w. i. s. e. n. d. a. ß. m. i. c. h. a. l. s. K. i. n. d. e. i. n. r. i. c. h. t. i. g. e. r. I. n. s. t. i. n. k. t. l. e. i. t. e. t. e. w. e. n. n.

— i. c. h. m. i. c. h. g. e. g. e. n. G. e. s. i. c. h. t. s. u. n. t. e. r. r. i. c. h. t. w. e. h. r. t. e. - d. i. e. A. n. s. i. c. h. t. e. n. u. n. d. U. r. t. e. i. l. e. s. i. n. d. j. a. o. f. f. e. n. b. a. r. n. o. c. h. i. m. m. e. r. g. a. r. n. i. c. h. f. e. s. t. e. h. e. n. d.

— H. i. e. r. i. m. H. o. t. e. l. B. u. c. k. i. n. g. h. a. m. U. n. t. e. r. d. e. n. L. i. n. d. e. n. w. o. w. i. r. w. o. h. n. e. n. w. e. i. l. e. s. A. m. e. r. i. k. a. n. e. r. m. e. i. n. e. m. B. r. ü. d. e. r. a. m. p. f. o. h. l. e. n. h. a. b. e. n. w. e. r. d. e. i. c. h. s. i. c. h. e. r. a. u. c. h. n. i. c. h. t.

Ich bin
im Bewußtsein einer Heimat gelangt.

Mit meinem fortwährenden Suchen nach Heimatsgefühl komme ich mir halb rührend, halb komisch vor, etwa so, wie der im heiligen Lande

nach seinem verlorenen Glauben suchende Pierre Loti. Aber fürchten Sie nichts, lieber Freund, ich will Ihnen nicht wie er ein ganzes Buch

darüber schreiben! Ich bin nämlich viel schneller als Loti zu einer Erklärung der Vergeblichkeit unseres Suchens gekommen. Ich fürchte, er wie ich

sind zu lange fortgeblieben, er von den Stätten des Glaubens, ich von denen der Jugend - für Glauben und für Heimat gibt es vielleicht auch ein zu

spät«. Ist man ihnen erst einmal völlig fremd geworden, so versteht man sie nicht mehr und sie lassen sich nicht wiederfinden.

Aber die Sehnsucht nach der einmaligen Heimat ist doch so stark in mir, daß ich die Erinnerungen daran wenigstens auffrischen will, um sie mit mir zu

nehmen, wenn ich wieder hinausgehe. Hier in Berlin ist alles so neu, fremd und groß geworden, daß ich mich vergeblich darin nach meiner

kleinen Vergangenheit umhauere. Ich will sie suchen draußen auf dem Lande. Morgen früh will ich nach dem Gute fahren, das einst das Elternhaus

meiner Mutter war, und in dem ich dann später bei Verwandten als Waise lebte, bis der unerwartete Glücksfall eintrat, daß sich für mich unbemitteltes

Mädchen ein wohlhabender Mann fand!

Als arme Verwandte habe ich dort manch bittere Stunde erlebt und habe den Bruder beneidet, den ich damals selten sah, von dem ich aber wußte,

daß er sich zu einem nützlichen, ihn unabhängig machenden Beruf ausbildete. Wie gern hätte auch ich das getan! Aber meine Verwandten hielten

es für ihre Pflicht, mich wie die eigenen Töchter zu ziehen, d. h. mich moderne Sprachen, Handarbeiten und etwas Zeichnen und Malen

lernen zu lassen und mir die Sorge der Herrichtung der Fremdzimmer zu übertragen, wenn Besuche kamen. Es war möglichst praktisch, aber ganz

standesgemäß. Ich beneidete die Gütsmamsell, die sich ehrlich ihr Brot verdiente, und ich suchte von ihr zu lernen. Die Verwandten lachten mich aus

und sagten, ich würde sicher noch mal eine gute Partie machen. Na, sie haben ja in ihrer Art recht behalten - aber die Mamsell habe ich später erst

recht beneidet!

Trotz aller bitteren Stunden ist mir Garzin doch immer in der Erinnerung geblieben als das eine Fleckchen Erde, an das ich ein Recht habe, das Recht,

das man durch Liebhaben erwirbt. In meinen Gedanken habe ich es unbewußt immer zu Hause« genannt, obschon die Verwandten, denen es damals

gehörte, längst tot sind und es jetzt, durch allerhand unverständliche Lehnsgesetze, Eigentum eines ganz fremden, alten Herrn geworden ist, der

nie hinkommt, und sein bißchen kränkliches Leben von einem Badeort zum anderen schleppt.

Dorthin will ich also morgen früh fahren, und bei dem Gedanken dieses Wiedersehens klopft mir das Hz - ich denke mir, so

muß einem umüte sein, wenn man zu einem Stelldichein geht. Und es ist ja auch ein Stelldichein - mit der Vergangenheit!

Ich trete immer wieder ans Fenster, von dem man auf den inneren, zu einem Miniaturgärtchen verwandelten Hotelhof blickt, und schaue an
den hohen Wänden hinauf zu dem schmalen Streifen Himmel über mir, und jede graue Wolke, die daran vorbeizieht, beängstigt mich, denn ich möchte
mein liebes, altes Garzin nicht im Regen wiedersehen, sondern in seinem hellsten, sonnenbeschienenen Frühlingsgewand. Das stand ihm immer am besten!

1900.
Berlin, Mai 1900.

— 1 2 — *Romy Eger!*
Und ich habe es im Sonnenschein wiedergesehen!

*G*lück früh fuhr ich vom Friedrichstraßen-Bahnhof ab. *z*uerst durch das häßliche Straßengewirr, an hohen Häusern vorbei, in die man von rückwärts hineinschaut, als wolle man heimlich und hinterrücks all ihre Geheimnisse ergründen. *h*aub, *R*uß, eine unabhsehbare Menge von Schienensträngen, auf denen Vorortzüge wie um die Wette fahren. An allen Bahnhöfen ein Gewühl von blassen, Tütelosen Großstadtesichtern, lauter Menschen, die irgendwohin zu irgendwelcher Arbeit eilen müssen. *L*äuter kleine Räder eines eizigen großen Betriebs. Alles grau, freudlos und schon am frühen Morgen so angelezt.

*E*ndlich hinaus aufs flache Land und, einer Überraschung gleich, wahrgenommen, daß es ja eigentlich Frühling ist! *H*ellgrüne Saatenfelder, *G*emüsegärten, kleine Fichteschonungen, *R*ehfelde, *K*rausberg, noch andere, altbekannte Namen. Bald darauf hoher Fichtenhorst, mit Wacholderbüschen als Unterholz; in den Wäldern scheint die Nacht noch in großen bläulichen Nebelfizen zu hängen; der Rauch der Lokomotive vermischt sich mit ihnen und kriecht zwischen den ersten Reihen hoher rötlicher Stämme bis hinein ins tiefe Waldesdunkel.

— *U*nd nun aus dem Wald heraus und rechts der Torfich, der schon zum Garziner Bezirk gehört. Neben den schwarzen, viereckigen Wasserflächen sind die abgestochenen Torflücke in regelmäßigen Pyramiden aufgebaut. *B*läulicher Dunst lagert über dem Moor, weiße Birkenstämme schimmern hindurch, hellgrüne, herzförmige Birkenblättchen zittern in der Morgenluft, weiter zurück verschimmt alles im Frühnebel.

*N*un hält der Zug. Ich steige aus. Dies ist die Station, von der aus es in einstündiger Wagenfahrt nach Garzin geht. Ich bleibe schlüssig auf dem Perron stehen. Ein Gepäckträger führt eine Berliner Familie, die auch aufgestiegen ist, und ich höre ihn sagen: »Hier, über die Bahnbrücke, zur Kleinbahn nach Garzin.«

*K*leinbahn nach Garzin? also auch hier ganz Neues. Ich folge der Berliner Familie und dem Gepäckträger, der sich mit einem Fahrrad und etlichen Tischen belastet hat, über die hohe Brücke, unter der wir den Zug, der uns gebracht hat, schon nach Osten weiter rollen sehen, und steige in einen spielartigen kleinen Bahzug.

»Kein Gepäck, Madamen?« *f*ragt mich der Dienstmann. Ich verneine leise und ziehe den dichten schwarzen Schleier fester um mich, denn ich habe den Mann sicher schon früher gesehen, und mir ist auf einmal so bang geworden, als täte ich ein Unrecht, und könne dabei ertappt werden. Die Berliner Familie besteht aus Vater und Mütter, beide dick und behäbig, Leute, an denen alles selbstverständlich erscheint, die das Leben sicher

ganz einfach und ohne viel Kopfrechnen nehmen, die die Sozialdemokraten verabscheuen und für Richter stimmen. Dann ist eine erwachsene

Tochter da, eine offenbar höhere Tochter, vielleicht hat sie sogar das Lehrerinnen-Examen gemacht, und eine kleine, kränkliche

Tochter mit altem, verbittertem Kindergesicht. Außerdem ein Vetter, ein junger Mann, auf dessen blassem, pickeligem Gesicht die keimenden

blonden Barthaare sich wie spärliche Halme auf magerem Boden ausnehmen. Er ist im Radelkosum, wodurch dünne Beine und lange platte

Füße besonders aufdringlich hervortreten. Sein graues Flanellhemd ist vorn mit roter seidener Kordel umschnürt. Er trägt einen weichen

weißen Filzhut mit einem Kleeblatt und auf die Nase ist ein Zwicker geklemmt. Alle fünf sprechen sie ganz laut über ihre Angelegenheiten, als seien sie

allein auf der Welt, und ich entnehme, daß sie wegen Rikes Gesundheit auf ein paar Tage nach Garzin fahren, und daß ihnen das

Hohenzollern-Hotel am Stadtsee von Freunden, die den letzten Sommer dort verbrachten, sehr gerühmt worden ist. Mein altes Garzin

Luftkurort! Und ein Hohenzollern-Hotel!

In zwanzig Minuten fährt die Kleinbahn durch Kieferwald, tiefen Sand und einen niedrigen feuchten Wiesengrund, der früher einmal ein See

gewesen sein muß, bis zum Eingang des Städtchens Garzin. Dort steigen wir aus. Die Berliner Familie, geführt vom Gepäckträger, schreitet

eifrig auf der Hauptstraße dem Stadtsee zu.

Ich folge langsam. Das Straßenpflaster ist ganz so holprig geblieben wie es von jeher war. Große und kleine Feldsteine, rundliche, eckige,

spitzige nebeneinander in den Boden gedrückt. Die kleinen erstöckigen Häuschen erkenne ich wieder, an den Haustüren hochstämmige

Rosen, deren Zweige sich jetzt mit jungen braunen Blättchen bedeckt haben. Eines der ersten Häuser trägt noch immer das Aushängeschild, auf das ein

Sarg gemalt ist, und daneben steht noch die kleine Gastwirtschaft, über deren Tor zu lesen ist: »Der alte Brauch wird nicht gebrochen, hier können

Familien Kaffee kochen.« Aber neben dem Altbekanntem wieviel Fremdes! Eine ganze Reihe neuer Häuser, echte Vorortsvillen,

anspruchsvoll und geschmacklos. Und wahrhaftig, ein richtiges Hotel, durch Gitter von der Straße getrennt, inmitten eines Gartens voll junger kümmerlicher

Pflanzen. Dahinter erblicke ich den blauen Stadtsee. Ich erinnere mich seiner als einer stillen Fläche, schilfwachsend, eine Heimat wilder Enten und

Täucher. Jetzt fahren ein paar bunte Gondeln darauf, und am jenseitigen Ufer steht ein großes kastenartiges Gebäude, auf dem in goldenen

Lettern die Aufschrift funkelt »Sanatorium«.

Schrocken bin ich weiter geeilt und am Marktplatz gekommen. Da ist alles noch ziemlich unverändert. Das Geschäft der Witwe Wronkow,

deren bunte Kattune, Knöpfe, Parfümfäschchen uns als Kinder manchen Grochen entlockt haben; der Eckladen von Rückheim, wo die

Honoratioren des Städtchens sich abends zu einem Glase Bier zusammenfanden; das Gasthaus mit seinen zwei alten Linden zu beiden

Seiten der Türe. Damals spielten immer Pastorkinder von allen Altersstufen unter diesen Linden, und hierin wenigstens ist es heute ganz wie einst:

eine ganze Reihe kleiner Pastorkinder buddeln im Sande unter den Linden, und vom Fenster aus beaufsichtigt sie die heutige Frau Pastorin

und hält das allerjüngste im Arm.

Auf dem Markplatz steht das kleine Siegesmonument vom Kriege 70, ein Adler mit ausgebreiteten Schwingen, auf einem Steinsockel

sitzend. Dahinter führen Stufen zur Kirche hinauf.

Ich habe da plötzlich eine große Sehnsucht empfunden, in diese Kirche eintreten, wo ich oft so viel schöne Vorsätze gefaßt und am

lieben Gott gebetet habe, er möge mir große heroische Aufgaben stellen, was dann doch nicht hinderte, daß ich gleich nachher über die

kleinen täglichen Pflichten stolperte. Ich wollte so gern den Altar wiedersehen, mit seinen gewundenen Säulen und den dicken, geschnitzten,

zopfigen Engeln, die Erntekränze und die schwarzen Gedächtnistafeln, auf denen die Namen der Gefallenen von 64, 66 und 70 stehen.

Aber die Kirche war geschlossen, wie das von einer protestantischen Kirche recht und vorschriftsmäßig ist, denn der Protestantismus zieht ruhige,

pünktliche Menschen; plötzliche Sehnsüchte und Gefühlsaufwallungen liebt er nicht. Um lieben Gott soll man wie um Rechtsanwalt und Doktor gehen, in der

ordnungsmäßigen Precestunde, die im Kreisblättchen angezeigt wird.

Die Garziner Kirche hat einen neuen Turm bekommen, und die alten Birken scheinen mir noch gewachsen zu sein; ihre dünnen,

fadenartigen Zweige klopfen ganz leise im Winde gegen die hohen Kirchenfenster, die in der Sonne glänzen. Der kleine Gottesacker,

in dessen Mitte die Kirche steht, und der längst nicht mehr benutzt wird, sieht genau wie früher aus, eine Wildnis von altem Efeu und Gräsern, die die

grünen, verwitterten Grabsteine überwuchern. Ich suchte nach einer alten Gedenktafel, über die ich schon als junges Mädchen oft nachgesonnen habe,

und richtig, sie ist noch da, mit ihrem seltsamen, eingemeißelten Spruch, den Schnee und Regen und flechtenartiges silbriges Moos noch mehr verwischt haben:

»Hier ruht der Wüsterdorf Johann.

Er war ein müder Wandersmann,

Gekettet schwer in Sündenbann,

Oh Herrgott, richt mit Mild den Mann,

Denn niemals er den Wunsch ersah,

Des Lebens Fahrt zu treten an.«

Damals kamen mir diese Worte so geheimnisvoll vor, daß ich lange Romane über die Missetaten des Wüsterdorf Johann ersann; jetzt

ent d, 6 Co schiff l ten l s.
dünkt mich, sie passen als Grabschrift für jeden unter uns.

1 2 r e n u j ~ S k u n g e n z ~ S k u n j, 0 6 M z e r - z o z ~ g l u
Ich habe lange da oben zwischen den alten Gräbern gestanden. Schaute den Vögeln zu, wie sie so eifrig Halme und Moos in den Schnäbeln
anchnleppen, da sie durch Generationen lange Erfahrung gelernt haben, daß sich im Schutz der Kirche gut Nester bauen läßt.

er n, 2 w p z o l.
Dann ging ich dem Marziner Schloß zu.

es n u v.
Da lag es nun vor mir.

2 p p e t, 0 e r o ~ l u ~ I k o u o; j e t - g l e t e o o c. 1 u p p e l u n k u v
Ganz unverändert, wie damals vor all den Jahren. Nur noch etwas verlassen, ungehegt und ungepflegt aussehend. Ich bliebstehen. Tränen traten mir

2 1 2. o r d h o a 2 o 2 l, 2 S 2, 0 r u p, o n: »P M! 2 P M!« - 1
in die Augen. Aus meiner tiefen Einsamkeit heraus möchte ich dem alten Haus, wie einem Mädchen, sagen: »Hab mich lieb! Hab mich lieb!« Und ich

2, 2 0 v x t: »e, e, b e z y n t.«
meine, es müsse mir antworten: »Endlich, endlich, bist du heingekehrt.«

2 2 0 h o l g l ~ S r e l l e p, 1 u s t e l e n o p m, S o n n e n u h r ~ m, 1 0, 1
Der große grüne Rasenplatz mit den vier runden Fliederbüschen, die voll lila Blütendolden sitzen - die alte Sonnenuhr - die Rampe, die

2 2 0 b l u m - e z o b, ~ 2 0, j e t t o 2, 0 w y d l l u b e j p r o e f 2
am Schlosse führt - und das Schloß selbst, ein großes, zweistöckiges Haus, dessen ganz einfach glatte Fassade zu Schinkels Zeiten mit

2 2 0 w a t j t ~; 1 2 ~ u n g e p p e 2 I k o s 4 } 6 j p 2 m e o n y 0 e o o!
griechischen Ornamenten erziert worden ist, die in der märkischen Umgebung noch immer etwas über sich selbst Erstauntes haben - alles ganz wie damals!

2 1 u e n o ~ 0 2 o p p 2, 2 S r e, ~ j e t 2 u e n g h, - 1, o e: 2 2 2
zu beiden Seiten des Hauses stehen noch die alten Linden, deren Zweige auf dem Boden schleifen, und die eine Wand ist noch mit dem

2 2 0 h u e t, 2 2 j e s s p p p n.
uralten Efeu bedeckt, in deren zahllose Spitzen zwitschern.

h, e a d z u!
Ja, das war einst Heimat!

1 s t e - z u m a n g - m e t g e n j e p p, p e n o r b, e i n y d j l b e n g t.
Ich stehe und schaue. Vergangenheit und Gegenwart verschwimmen zu einem einzigen, unendlichen Wehmutsgefühl, das die ganze Welt zu erfüllen scheint.

» ~ 0 1 D e z o u s e! « H P e t e p ' h u n p e n g e, - 1 p r i n g u n
»Wollen Sie nicht auch das Schloß besuchen?« fragt mich da plötzlich der junge Mann im Radelkostüm, und ich bewahre die ganze Berliner

2 0, 1 S r h u n g e h b t, e z o h.
Familie, die von einem jungen Bauernmädchen geführt wird, das Schlüssel trägt.

» ~ e n g h « h.
»Wird es denn gezeigt?« frage ich.

» ~ u, ~ x t ' j e t t u. « l i h u e n e p p e r e h m 1 5 D e - i n 2 2 2
»Na und ob,« antwortete der Sportjüngling. »Für'n Trinkgeld an das Inspektormädchen können wir uns auch mal so'n Heim von

1 ~ z e e A j r a r i e r o z. «
die notleidenden Ajrarier besuchen.«

1 u ~ j t, w p o s o d e r l u b f e l l e, e i l e r, ~ j e n n. m a o m z
Ich bin so staunt, Marziner als eine Sehenswürdigkeit für Touristen wiederzufinden, daß ich folge, ohne nachzudenken. Aber wie ich nun in

~ S k u n g e n z ~ b e n g h e v o b, e l b, e i l ~ z e n n o.
den alten Räumen stehe, inmitten der fremden Menschen und selbst ganz so fremd bin wie sie, da fühle ich, daß ich nicht hätte kommen sollen. Als

2 2 0 w a t j t, ~ v u ~ z o n u n g ~ u n ~ 2 2 0 w a t j t
würden liebe Tote unsanft berührt, so ist mir bei den schnoddrigen Bemerkungen der Berliner. Ich möchte um keinen Preis erkannt werden

- 2 2 0 w a t j t, e i ~ j e t t u. ~ u n ~ o r ~ v ~ j t:
und begreife doch gar nicht, wie es denn möglich ist, daß ich so unbeachtet stehe, daß nicht sogar die leblosen Dinge mir zunicken und zuflüstern:

»Sei begrüßt, sei uns begrüßt!«

Aus der leeren, weiten Halle treten wir in das Wohnzimmer. Wie unbewohnt, kalt und kahl nach dem Sonnenschein draußen. Ein paar der alten,

recht schuldig gewordenen Möbel stehen da und sehen aus, als schämten sie sich, wie arme Kranke, deren Gebrechen von neugierigen

Medizinstudenten betrachtet werden. Den abgeputzten, gestreiften Teppich erkenne ich, sogar ein gestopftes Loch, dessen ich mich entsinne, finde ich

E.
wieder.

»Du Karl,« sagt die dicke Berlinerin zu ihrem Mann und befühlt einen Sesselbezug, »da ist et ja nobler bei uns in die Köpenicker

straße.«

Und der dicke Karl antwortet: »Ja, wahrhaftig, in diese feudale Jejend könnte man noch Mitleid mit die Ostbier bekommen.«

Nur der große gelbe Saal imponiert der Berlinerin. Sie deutet auf die vielen weißen Gipsköpfe aus der Schinkelsthen Epoche: »Du

Karl, das sind wohl die Ahnen von die Besitzer?«

»Jotte doch, Mama,« antwortet die höhere Tochter zurechtweisend, »das sind doch allens

griechische Jötter und Jöttinnen.«

Wir treten in ein anderes, ganz leeres Zimmer.

»Det war det Schlafzimmer von die jnädigen Komtessen«, sagt das führende Bauernmädchen.

Ja, man hat es ihr richtig erzählt, det war det Schlafzimmer von die jnädigen Komtessen. Ich sehe

noch die kleinen weißen Bettchen - jetzt ist es ganz ausgeräumt. Auf der erschossenen roten Tapete bezeichnen kräftiger

gefärbte Stellen die Plätze, an denen einst Bilder hingen. An der einen Wand hängt noch ein vereintes altes Gemälde. Es stellt einen

Heiligen dar; ganz unbekleidet, wie durch langes Fasten abgemagert und verhärt, sitzt er inmitten einer Felsenlandschaft und hält einen

Bogen Papier, auf den er eifrig schreibt.

»Der olle Herr dort oben schreibt wohl an Wertheim um ein Hemd«, sagt der Sportjüngling. Und zwischen Tränen muß ich doch

lachen, denn genau dieselbe Bemerkung haben wir damals gemacht, als der Heilige die Zipseibe unseres jugendlichen Witzes war, nur daß es zu jenen

Zeiten noch keinen Wertheim gab und wir Kertzog sagten.

Beim Fortgehen bin ich einen Augenblick an der einen Tür stehen geblieben. Ja, wahrhaftig, da waren sie noch, ganz verblaßt, die Striche, die der

Onkel machte, wenn er unser Maß nahm und unser jährliches Wachstum an dieser Tür verzeichnete. - Wo sind die kleinen Mädchen hin, die da

vor dem Onkel standen und denen er zurief: »Kinder, nicht auf den Zehen stehen! nicht mogeln!« – Sie hatten es so eilig mit dem

Wachsen – nun sind sie längst aus der alten Heimat hinauszgewachsen.

Vergangenheit, Vergangenheit!

Ich bin dann noch lange im Park gewesen, wo jetzt Butterbrotpapiere und leere Flaschen von Berliner Touristen unter die Büsche geworfen

werden, wo das Unkraut in den Wegen und Beeten wächst, wo das Schilf immer mehr den Schloßsteich überwuchert und wo es trotz aller

Verwahrlosung doch noch immer so frühlingsschön ist – wie einst im Mai!

Mit dem letzten Zuge bin ich erst zurückgefahren. Ich blieb so lange als möglich, denn ich fühlte, daß ich das alles nie wiedersehen werde. Es war schon

spät, als ich auf dem Bahnhof Friedrichstraße ausstieg. Ich ging zu Fuß bis zum Buckingham-Hotel. Viel Häßliches, viel Elend streift man auf solch

kurzen Abendweg. Ich drückte das Gesicht in den großen Strauß karziner Flieder, den ich mir mitgenommen, und es war mir, als hörte ich

leise, durch all den rasselnden, rollenden Straßenlärm hindurch, die alten Worte, die unser aller Großspuch sein könnten:

Herrgott, richt mit Mild den Mann,

Denn niemals er den Wurm ersann,

Des Lebens Fahrtu treten an!

1900.
Berlin, Mai 1900.

Bei einem entfernten Verwandten meiner Mutter, den ich Onkel nenne, bin ich gewesen. Ich glaube, er würde Ihnen gefallen, drum will ich Ihnen von

ihm erzählen.

Nach äußerlicher menschlicher Klassifikation gehört er zu den deutschen Professoren, aber ich glaube, innerlich und eigentlich ist er ein Wesen

aus einer klassischen Periode, vielleicht ein alterständiger alter Grieche, der in einer Tönne hauste und den Dingen zuhäute, oder der

einstmalige Abt eines berühmten Klosters der italienischen Renaissance - aber kein Savonarola, der gegen die Verderbnis der Menschen

eiferte und die Welt bessern wollte, sondern ein Mönch von der beschaulichen Sorte, der in Chroniken mit schön gemalten Buchstaben

seine Beobachtungen niederlegt, der die Schlechtigkeit der Welt wohl erkennt, aber sich nicht zum eingreifenden Reformator berufen fühlt, sondern

denkt, daß, wer das eigene Htz nur rein hält, auch schon sein Teil getan hat.

Er wohnt nahe am Tiergarten, in einer Straße, deren eines Ende sich zu einem kleinen Platz erweitert, auf dem zwischen Fliederbüschen

eine Kirche steht. Es ist kein sehr alter Teil Berlins, aber doch auch keiner von den ganz neuen, und es ist dort wohlthuend

geräumlos. Zu den ersten, etwas gleichmäßigen Häusern denkt man sich unwillkürlich als Bewohner still arbeitende Leute, die ein

Maschenalter hindurch in denselben Zimmern gelesen und geschrieben haben und nichts von hastigen Güzügen wissen. - Es ist eine Gelehrtegend.

Solang ich denken kann, wohnt der Onkel im selben Haus im dritten Stock. Sein Arbeitszimmer ist ein nach rückwärts liegender Saal, von

dessen Balkon aus man auf Gärten blickt, in denen es jetzt grünt und Frühling wird. Über seinem Schreibtisch hängt ein Marmorrelief an

der Wand. Es stellt die längst verstorbene Frau des Onkels dar, und das kühne Profil zeigt eine auffallende Ähnlichkeit mit Achim von

Arnim oder Byron. Es ist das ein Menschentypus, dem man in unseren Tagen selten mehr begegnet, und der früher häufiger gewesen zu

sein scheint. Vielleicht verschwinden Menschentypen mit den Idealen ihrer Epoche. Wer würde wohl heute wie Byron für die

Unabhängigkeit der Griechen kämpfen? - Wenn man Gesichtszügen vertrauen darf, so muß die verstorbene Tante ein wahrer Gentleman gewesen

sein, der nie aus der Not anderer Kapital geschlagen hätte.

Der Onkel ist in den Jahren, die ich in der Ferne verlebt, ein ganz alter Mann geworden. Sein langes Haar ist weiß geblieben, die ganze, hohe

Gestalt ist so abgemagert, als seien die irdischen Bestandteile, deren wir im Leben bedürfen, von ihm schon abgefallen. Die Worte »ein

verklärter Leib« fielen mir ein, als ich ihn wieder sah. Die klaren, schönen Augen sind dieselben geblieben, nur größer sind sie geworden, und

es ist, als übersähen sie vieles, was sich unsern Blicken aufdrängt, und als gewahrten sie dafür schon Dinge, die uns noch verborgen sind.

Harmonie und Ruhe strahlen von ihm aus.

Er lebt in seiner besonderen Welt, und ich merkte bald, daß er sich gegen alles, was ihn daraus reißen könnte, ablehnend verhält, als fürchte er sich

zu versplittern und mit einer großen Aufgabe nicht mehr fertig zu werden.

Er sprach gleich von seinem Lebenswerk »Florenz in der Renaissancezeit«, an dem er arbeitete, als ich vor Jahren in die Fremde

gezogen bin und das jetzt in herrlichen illustrierten Lieferungen erscheint. Er zeigte mir die neuesten Blätter. - Wie klein und zwecklos

erscheinen doch die meisten Existenzen, mit ihren hastigen, wechselnden, folgelosen Bestrebungen, neben solch einem Leben, durch das sich ein

einziges großes Interesse bestimmend hindurchzieht!

Ich traf beim Onkel noch einen anderen Gast. Ein kleines, buckliges, engbrüstiges Männchen, mit scheitern, scharf geformtem Kopf,

durchdringenden Augen, und bitterem Lächeln um die feinen schmalen Lippen. Ein alter Bekannter von früher ist mir Haiz-Buckel. In einem hohen,

altersgrauen Gebäude an der Pree, verwaltet er seit Jahren eine Bibliothek; und in den Mußestunden, die ihm diese Arbeit und häufiges

Kranksein lassen, übersetzt er klassische italienische Dichtungen, verfaßt selbst formvollendete Sonette satirischen Inhalts und versammelt

abends eine auserwählte Gesellschaft um sich. Haiz-Buckel ist einer der wenigen Menschen in Berlin, die einen Salon gebildet haben. Die Leute, die

zu ihm kommen, erscheinen in seinen vier Wänden viel scheitern, als bei sich zu Hause. Es ist, als locke er den versteckten Geist aus den

verschiedensten Menschen heraus. Vielleicht auch leiht er ihnen von dem eigenen. Eine grenzenlose Bewunderung hat Haiz-Buckel für schöne Frauen,

und sie müssen wohl fühlen, welchen Altar dieses arme, verwachsene Männchen ihnen in seinem Herzen errichtet, denn ich kenne keine, die ihm nicht gut

gewesen wäre. Der arme Haiz-Buckel, der alle Schönheit so intensiv empfindet und darum unter dem eigenen mitgestalteten Äußern so

besonders schwer leidet, der führt auch in seiner Art einen beständigen Kampf zwischen Geist und Körper. Er erinnert mich stets an Leopardi,

an jenen großen Italiener, der ewig gestillte Sehnsucht im Herzen trug, der um die Vergangenheit trauerte und nie eine Gegenwart besessen hatte.

Haiz-Buckel ist solch eine Leopardi-Natur, mit einem starken Satz echt Berliner Schärfe. Für den Onkel hegt er eine rührende

Freundschaft und hat seine Eigenart des vornehm Maßvollen richtig erkannt. »Professor Lichte Höh« ist der neckende Spitzname, den er

ihm gegeben. Durch seine Abwehr gegen alles Exzessive und sein inneres Gleichgewicht ist der Onkel dem leidenschaftlichen Haiz-Buckel wahrscheinlich

wohltuend. Dieser betrachtet alles sehr kritisch, läßt wenig gelten und spottet gern über die Herdennatur der Menschen, über die Leichtigkeit,

mit der sie sich Götzen aufnötigen lassen, die sich stets als blecherne erweisen. Auch heute redet er viel davon. Er hat sich noch nicht mit der Welt

abgefunden, und es entrüstet ihn die falsche Bewertung, die er überall sieht.

»Gegen physische Faulheit wird genug geeifert und gepredigt,« sagte er, »aber geistige Trägheit wird eher unterstützt. Die eine Hälfte der Menschheit

soll überhaupt prinzipiell darin verharren und von der anderen Hälfte so viele als irgend möglich. Durch diese künstliche Beförderung der Unselbständigkeit sind

all die vielen falschen Größen möglich.«

Und später sagte er: »Wir sogenanntes Volk der Denker tun eigentlich nichts weniger gern, als nachdenken, besonders nicht über Dinge, die uns

doch praktisch angehen. Drum ist man im Ausland auch immer ganz verwundert, wenn sich in Deutschland mal die öffentliche Meinung wirklich äußert.

Gewöhnlich schläft sie, im Bewußtsein, daß Minister, Geheime, Professoren, die alle etwas vom Gottesgnadentum an sich haben, für sie

wachen. Wir verlassen uns darauf, im gegebenen Moment immer die nötigen großen Männer zu haben, als hätten wir sie ein für allemal

gepachtet, und wollen nicht sehen, daß wir in dieser Ware doch recht oft übervorteilt werden. Wir sind überbesserliche Heroenanbeter und nehmen

fürlieb. Sind die Zeiten schlecht, so werden die Helden kleiner, ganz wie die Brötchen während der Teufelungen.«

Der Onkel antwortete: »Was Ihnen, lieber Haiz-Buckel, als charakteristisch erscheint für Land und Epoche, in denen Sie zufällig geboren

sind, hat in Wirklichkeit immer und überall bestanden, denn alle Zeiten sind stets davon überzeugt gewesen, an großen Männern reich zu sein. Durch

das spätere Urteil der Geschichte entsteht aber oftmals gerade dort eine Öde, wo die Zeitgenossen ein Gewühl sahen. In unmittelbarer

Nähe sieht alles groß aus, aber wenn die Erscheinung erst in eine gewisse Entfernung rücken, die Vergleiche und die Anlegung eines

allgemeinen Maßstabes gestattet, ergibt sich die wahre, dauernde Bedeutung der Dinge. Die echten Riesen, auf die es allein ankommt, kommen

schließlich immer im Durchbruch, und Werte ganz zu fälschen, ist nur auf kurze Zeiten möglich - drum lasset den Eintagsgötzen die

Eintagsanbeter.«

»Ihr Onkel«, wandte sich Haiz-Buckel an mich, »haben zeitliche Begriffe bereits überwunden. Für ihn sind Luther, Friedrich der Große, Goethe und

Bismarck gegenwärtige Realitäten, Manifestationen ein und desselben großen germanischen Geistes, die zusammen bestehen. Geringeres übersieht

er. Der Ärger von uns Kleinen über die zeitweilige falsche Größe anderer ebenso kleiner ist ihm ganz gleichgültig. Nur auf die Genies

kommt es dem Onkel an. - Ich will Ihnen ganz leise ein Geheimnis verraten: der Onkel ist eigentlich, ohne es selbst zu wissen,

einer von den ganz schrecklich Modernen!«

Haiz-Buckel hatte das mit der sich selbsterspottenden Zärtlichkeit gesagt, die immer durch seine Stimme klingt, wenn er vom Onkel spricht. Es ist, als

solle man nicht wissen, wie lieb er ihn hat.

Es war spät geworden, und also sprechend hatten mich die beiden bis auf den Treppenabatz begleitet vor des Onkels Wohnungür. Eine schmale

Treppe führt von da noch hinauf am Boden, und von hoch oben fiel ein goldener Nachmittags-Sonnenstrahl gerade auf den Onkel, der die Hand

auf das Geländer gestützt hatte, die durchsichtige, feine Hand, die emsig die Feder geführt hat ein Leben lang.

Ich hatte mich schon verabschiedet, aber tausend feinste Erinnerungsfäden zogen mich zu ihm hin, und ich kehrte noch einmal zurück und beugte mich

über die lieben Greisenhände. Eine Träne fiel auf sie - - der Onkel ist einer der allerzarten aus meiner Kinderzeit.

»Mein gutes Kind«, sagte der Onkel, und in seiner Stimme lag das ganze Mitleid derer, die schon über dem Leben stehen, für diejenigen, die sich

noch mitten drin befinden. Vielleicht ahnte der Onkel, wie unsäglich verlassen ich mir in dem Augenblick vorkam, denn es klang auch wie eine

Ermahnung in den Worten, ruhig zu sein, alles exzessive zu bezwingen, und wo es nicht vermieden werden kann, es doch still im Innern zu

verbergen. Wie eine klassische Gestalt von olympischer Ruhe erschien mir der Onkel, wie ein alter Maharattah-Häuptling, der mir

einst in Indien seinen golddurchwirkten Schal zeigte und mir sagte: »Der schützt vor Sonne und Kälte, vor Wind und Staub, und sein

fürnehmster Dienst wird einstmals sein, mich im Sterben zu umhüllen, und so meine letzte Todesnot zu verbergen.« Der Onkel besitzt sicher

solchen golddurchwirkten Maharattah-Schal. Man sieht von ihm nur, was man sehen soll - und das ist alles harmonisch verklärt,

»Lichte Höh«, wie Hatz-Bucks sagt.

Und ich bezwang die Tränen, die mir schon brennend in den Augen standen, deutete auf die Treppe, die die drei Stockwerke hinab in abnehmende

Dunkelnst führte und sagte: »Leb wohl, Onkel, jetzt steig ich wie Rautendelein hinunter in den finsternen Chicksalsbrunnen.«

Hatz-Bucks antwortete: »Ja, in den müssen wir schließlich alle mal hinab, und das Leben ist ein beständiges Abchiednehmen.«

Langsam schritt ich die vielen Stufen hinunter. Noch einmal schaute ich hinauf. Nebeneinander standen die beiden oben, von der Sonne beschienen -

der weißhaarige Mann, der in der Einsamkeit des Alters milde lächelte, und der arme Verwachsene, dem äußerliches Gebrechen, Entsagung heischend, Schicksal

geworden ist. Sie beugten sich über das Geländer und winkten mir nach.

1900.
Berlin, Mai 1900.

Lieber Freund!

Im Bädeler von Italien und der Schweiz gibt es Hotelnamen, neben denen in Klammern steht »wird viel von Deutschen besucht«. Der erwähnte Reisende vermeidet solche Hotels. Von dem Buckingham, in dem wir hier wohnen, könnte man sagen, »wird von Diplomaten, Fürstlichkeiten und Amerikanern besucht«.

Das Hotel ist hier le dernier cri des Eleganten und gleichzeitig Bequemen; nur ein paar kleine deutsche Unbequemlichkeiten sind bei

der Einrichtung noch mit unergelassen; es fehlt an großen Kleiderschränken, dafür hat man in den Wohnzimmern wacklige Louis XVI. Stühle, auf denen zahlreiche Nippes stehen. Das soll wahrscheinlich gemütlich aussehen. Aber im ganzen will alles möglichst amerikanisch sein.

»Sie spielen hier ja Waldorf Astoria,« sagte ich dem Direktor sacht, als wir ankamen. Der faßte das als höchstes Kompliment auf,

murmelte etwas von »Pionier der Kultur in Berlin« und ist seitdem voll herablassender Aufmerksamkeiten gegen mich, beinah als

wäre ich ein Botschafter. Denn nichts auf der Welt geht Herrn Direktor sacht über einen Botschafter: aber auch für Diplomaten weniger

erhabenen Ranges ist in seinem Hizen ein warmes Platzchen, sie erscheinen ihm als Träger vieler Möglichkeiten, mit denen man sich

gleichzeitig gutstellen muß. Im ersten Speisesaal, dem der Privilegierten, sind mehrere Tische reserviert, an denen immer Diplomaten sitzen. Wenn

Herr Direktor sacht diese Herren an ihre Plätze geleitet, hat er etwas so Feierliches und so einen Frieden auf Erden-Ausdruck, als

wäre er eine heilige Handlung. Neulich stürzte er einem unserer zukunftsreichsten jungen Diplomaten schmerzhaft und

händereibend in der Halle entgegen. »Herr Graf, ich gratuliere zu der Ernennung nach X.« »Was, lieber sacht,« antwortet der andere und klopf

ihn auf die Schulter, »das wissen Sie schon? ist ja eben erst raus.« Und sacht beschämt und wonnigglänzend: »Herr Graf werden verstehen - habe

doch auch so meine Atüchen - man gehört allmählich ja selbst so'n bißchen zur Diplomatie.«

Aber auch sonst weiß sacht die schicklichen Rücksichten zu nehmen. So hat er neulich wegen einer kurzen Hoftrauer die übliche

Tafelmusik acht Tage lang ausfallen lassen. Eine reisende Millionärin aus Denver, Mrs Bluffer, gab während dieser Zeit ein

Diner im Buckingham. Ich hörte die Dame den feierlich aussehenden Oberkellner erregt fragen, als schmähere man ihr ein mit güthen

Dollars erworbenes Recht: »Kellner, warum spielt die Bande nicht?«

»Es ist wegen der Hoftrauer, Madame. In diesem Hotel wohnen so viel Prinzen und hohe Herrschaften, daß wir natürlich deren Gefühle schonen

20. «
müssen.»

«Diese Antwort machte auf Miß Bluffer einen tiefen Eindruck und sie sprach zur Mutter: »Oh, mamma darling, ist das nicht

herrlich? es ist doch fast ganz so, als ob wir bei Hofe wären!«

Mein Bruder ist gestern von seiner Reise aus der Kohlen- und Eisengegend zurückgekehrt. Als wir abends zusammen im Essen in das Restaurant

heruntergingen, sahen wir, daß es auffallend voll war. »Was ist denn los?« fragte mein Bruder, und Specht antwortete: »Das sind all die letzten

diplomatischen Revirements, die jetzt bei mir durchkommen. Die Herrschaften werden übrigens einen Bekannten finden, Mr Stone

Stonehead aus Peking ist da, hat die Rückreise durch Sibirien gemacht, geht jetzt nach Rio - fürchte - schlechtes

Avancement. «
Avancement. «

Und Specht zuckte die Achseln über die wechselnden Chancen, die es auf der großen diplomatischen Wippe gibt.

Und richtig, da saß er, der große Stone Stonehead; selbstzufrieden und pomphaft wie immer, gar nicht, als habe er Straßen durchgemacht,

im Gegenteil, eine lebende Reklame für die transsibirische Bahn, so wohlgenährt und dick. Er saß zwischen einem Mediatisierten und einem eben

ernannten Botschafter, muß also, wie ich ihn kenne, glücklich gewesen sein.

Mir fiel ein, wie ich ihn jetzt gesehen habe. Im Seebad in Pei-ta-ho. Er trug dort beim Baden ein weites, rosarotes

Flanellkostüm: das blähte sich im Wasser auf, so daß er darin wie eine rosige Riesenqualle ausah. Eine Familie mit mehreren schlanken

Töchterchen pflegte stets zur gleichen Zeit wie er zu baden, und die schwächtigen, geschmeidigen Mißchen, in schwarzen Badekostümen, umschwammen

und uspielten ihn. Wie eine schar Kaulquappein sich drängt, wenn man ihnen ein großes Stück rosa Fleisch zuwirft. Aber keine von

ihnen hat den dicken Stone Stonehead erwischt.

Nachdem der Mediatisierte und der Botschafter gegangen waren, setzte er sich, gönnerhaft wie immer, zu uns. Er erzählte von seiner Reise und

erwähnte auch, daß er an einem Orte, dessen Name schrecklich weit fort und unbekannt klang, Leute getroffen habe, die von noch viel

weiter weg kamen, und Sie dort irgendwo gesehen hatten - in solch einer Gegend, von der Geographen so tun, als kennten sie sie, über

die sie allerhand Behauptungen aufstellen lieben, da, für gewöhnlich, niemand da ist, der widersprechen könnte.

Solch ein paar dürftige Worte Nachricht: jemand hat jemand getroffen, der Sie gesehen hat - und davon muß man nun wieder lange zehren!

- Wie die Ritterfrauen in den Burgen, denen ein vorüberziehender Sänger viele Monate alte Kunde von den fernen Kreuzfahrern

brachte!

Natürlich fragten wir Stone Stonehead, was er von den bunfigenden Nachrichten hielte, die Hofer aus China gebracht, und die in den

letzten Tagen mehrmals in Zeitungen aufgetaucht sind. Er antwortete, die Missionare seien verwöhnt durch zuviel Schutz, wollten sich wichtig machen

und den Diplomaten ins Handwerk pfechen.

»Ich glaube Missionaren nie,« sagte er, »außer wenn sie die Bibel vorlesen. Die übrigen Nachrichten sind sicher von den Russen lanciert, die lauern

nur auf einen Vorwand, die Mandchurei zu kapern - bin nicht umsonst jetzt gerade dort überall herumgereist. - Aufregung?

Umstände? - ist ja alles künstlich gemacht - hoffe nur, man behält bei uns den Kopf kühl und lässt sich nicht in ein Abenteuer

hineindrängen.«

Hoffentlich hat der große Stone Stonehead recht? Ich wünsche es ja so sehr.

Hier denkt niemand an Gefahr.

Cherbourg, 2. Mai 1900.

Cherbourg, Mai 1900.

An Bord des »Kaiser Wilhelm der Große«.

Dies Briefchen ist der letzte Gruß, den ich von Europa aus an Sie richten kann, denn in wenigen Minuten fahren wir von hier weiter, hinaus auf den

Atlantischen Ozean. Dies sind die letzten Zeilen, die den alten Weg durch Europa und das Rote Meer, über Colombo und Singapore zu

Ihnen einschlagen werden. Dies kleine Blatt wird durch Länder und Meere reisen, die ich alle kenne, und ich wünsche, es könnte Meeresbläue

und Palmenrauschen und einen Hauch von allem Schönen, das ich je in der weiten Welt gesehen, zu Ihnen bringen und Ihnen ganz leise sagen, daß

ich es bin, die Ihnen das alles sendet.

Mein nächster Brief wird in New York auf die Post gegeben werden; und über Kanada, den Stillen Ozean und Japan wird er zu Ihnen

reisen - von Osten, von Westen, von allen Seiten, die Erde umschließend ziehen die Gedanken zu Ihnen, lieber Freund!

2. 1900.
Mai 1900.

An Bord des »Kaiser Wilhelm der Große«.

Nun sind wir schon weit draußen auf dem Atlantischen Ocean. Während der ersten Stunden, solange wir uns dem Lande noch nahe befanden, war

die See etwas bewegt, aber je weiter wir fahren, desto stiller wird sie. Ganz glatt liegt sie jetzt vor uns - eine blaßblaue Fläche -

gerade in ihrer Ruhe so unendlich scheinend und - so fremd. Denn wir Menschen führen seit Generationen ein so unnatürlich

habtendes Leben, daß uns Unrast und Bewegung stets natürlich und begreiflich scheinen - die absolute Stille aber beängstigt uns - wir verstehen sie

nicht mehr. Unser Riesenschiff gleitet durch die blauen Fluten, aber wir merken seine rasende Geschwindigkeit kaum, denn das Meer scheint in seiner

völligen Glätte gar keinen Widerstand zu leisten. Blauer Himmel, blaues Wasser zittern und flimmern ineinander über - es ist, als würden wir für alle

Ewigkeit so weitergleiten, so weiterschweben - ein dunkles Pünktchen in all der Bläue! Eine seltsame traumhafte Entfindung -

als trügen mich regungslos ausgebreitete Schwingen durch die Weite.

Und in der großen blauen Stille gedenk ich einer alten Sage vom Meer.

In ganz alten Zeiten, über die es keine Bücher gibt, von denen nur noch die Bewohner entfernter Küsten vom Hörensagen allerhand

Geschichten kennen, war das Meer immer so still und blau wie heute, ein glatter Spiegel, drin Sonne, Mond und Sterne sich besahen und

zuletzt fanden. Niemand hatte damals je einen Sturm auf der See gesehen, man wußte noch nicht was das sei. - Auf dem Festland lebten schon

damals viele Menschen und je mehr ihrer wurden, desto größer wurden auch Schmerz, Jammer und Elend aller Art. In ihrem Kampf und Leiden schauten

sie oft sehnsüchtig hinaus auf die ewig gleiche, stille See. Und endlich wurde ihr Unglück so groß und ihr Wunsch nach Erlösung so heftig,

daß sie riefen: »Wir können es nicht länger dulden, wir wollen hinausfahren über das glatte, blaue Meer, dort werden wir wieder froh werden.« Da

bauten sie ein großes Schiff und nannten es »Meeresfreude«. Damit fuhren sie hinaus auf die klare blaue See. Aber die »Meeresfreude« war

eine »Erdenleide«. Mit den Menschen waren Schmerz, Jammer, Elend und Unruhe auf das Schiff gestiegen. Es ward davon so schwer, daß sogar das

starke Meer es nicht tragen konnte, und als es ein Stück weit hinausgefahren war, versank das Schiff, und die blauen Fluten schlossen sich über all

dem Erdenleiden. - Aber tief unten auf dem Meeresgrunde begann es nun zu wühlen, und die Menschen, die auf dem Festland geblieben, sahen säuhend,

daß das ewig gleiche Meer sich veränderte. Es wurde ruhig, sein tiefes Blau verwandelte sich in trübes Grau, auf nachtschwarzem Abgrund schoß

weißer Gischt dahin, es hob sich in riesigen Wellen, die donnernd gegen das Ufer schlugen, es kämpfte, es zürnte, es raste - es war wie

die friedlosen Menschen selbst geworden - und sie wistanden es, denn sie erkannten in ihm all ihre eigenen Leidenschaften.

Seitdem hat es immer Stürme auf dem Meere gegeben, und immer wieder kämpft das Meer mit all dem fremden Leid auf seinem Grunde, kämpft, um die alte

verlorene Ruhe zurückzugewinnen. Aber die kehrt nie wieder. Auch an stillen klaren Tagen wie heute steigt ein banges Seufzen aus der

bläuen Tiefe.

P. S.:

New York.

Die ganze Überfahrt ist so glatt und so still geblieben - wie eine wohlthuende Pause im Leben, eine sechs Tage lange Parenthese! Wie

Musik schlüpfte das Rauschen der langen, trägen Wogen manch alten Schmerz ein. - Musik und weite Reisen sind so recht, was wir arme

moderne Menschen brauchen, denn sie beruhigen und lehren vergessen. Während das Schiff aufhaltsam weiterglitt, hatte ich beständig die Euphorie, daß

etwas Furchtbares, das lange Zeiten Gewalt über mich gehabt, nun endlich und für immer hinter mir zurückblieb. - Wie vielen ist diese selbe Reise

über den Atlantischen Ozean schon eine Flucht gewesen vor der Vergangenheit! Auch ich hatte das Gefühl des Entfliehens und Abschüttelns. - Als ob

Schranken und Fesseln gefallen seien, war mir, als ich heute früh erwachte, und da stand sie auch schon auf ihrem Felsen, die riesengroße Freiheit,

die den Belasteten aller Ränder mit ihrer Leuchte Hoffnung zuzuwinken scheint.

Die Freiheit als Wahrzeichen eines Weltteils und als Willkommen für alle Zustellen - das macht den Amerikanern doch niemand nach!

Be Gr, 2 1900.
Tuxedo Park, Mai 1900.

Lieber Freund! Nachdem wir in New York gelandet waren, erhielten wir von Mr Bridgewater die freundliche Aufforderung, ihn hier zu besuchen. Ich war noch so müde und abgespant von allem in Deutschland Erlebten, daß ich dankbar die Einladung annahm, mich etwas auf dem Lande zu erholen.

Landleben, wie ich es von früher in der Erinnerung habe. Stille, Einsamkeit norddeutscher Güter, die meilenweit voneinander entfernt liegen, nur durch Landwege verbunden, die während Herbst- und Frühlingsstauwetter eher verkehrshemmend als fördernd wirken - so etwas gibt es hier freilich nicht. Tuxedo Park beweist mir mal wieder, daß Amerikaner wohl Sinn für Exklusivität, aber nicht für Alleinsein haben. Sie brauchen Menschen, Bekannte - allerdings nur sorgfältig ausgewählte, solche, die in jeder Hinsicht sozial wünschenswert sind. In diesem Bedürfnis nach Verkehr, dieser Scheu vor Einsamkeit sind sie Kindern ähnlich. In dem Park von Tuxedo stehen auf bewaldeten Hügeln, die zum um einen See ausdehnen, eine Menge hübscher Landhäuser, Schweizerhäuschen mit geschnitzten Holzbalkonen und hohen Giebeln, massive Steinbauten mit breiten südländischen Veranden, burgartig kleine Kestelle, die altertümlich aussehen möchten. All diese Landsitze sind nahe zusammengedrängt, die einzelnen Gärten gehen ineinander über und bilden alle vereint den einen großen Park. Ungezeichnet gehaltene Wege verbinden die einzelnen Besitzungen und werden fleißig benutzt von Fahrenden, Reitern und Spaziergängern, lauter Menschen, die sich einer um andern begeben, in ihrem charakteristischen Bedürfnis nach möglichst viel »social gatherings«. Die meisten der Häuser sind mit einem Luxus und einem praktischen Komfort eingerichtet, wie er auf dem deutschen Durchschnittslandgut ganz unbekannt ist. Zu jedem dieser Reichtumsheime denken wir Europäer uns unwillkürlich als notwendige Grundlage und Begleitung eine meilenweite Herrschaft hinzu, statt dessen liegen sie aber nur ein paar Minuten voneinander entfernt. Unten am See steht das gemeinschaftliche Klubhaus, mit Einrichtungen für alle Arten von Sport, mit großem Ballsaal und Lesezimmer. Nachmittags trifft sich da die ganze Gesellschaft. Es ist eine Assoziation befreundeter Familien, die hier in den einstmaligen indianischen Jagdgründen eine Kolonie reicher Leute gegründet haben.

Während der Wochentage dominiert das weibliche Element an Zahl, wie in den meisten Landaufenthalten in der Umgegend New Yorks; der Sonnabend-Nachmittagszug bringt dann eine Menge Herren, Villenbesitzer und Gäste, die bis Montag bleiben, um sich von der großen Anstrengung des Gelderwerbs auszuruhen. Ich weiß nie genau, was der Beruf des einzelnen Amerikaners ist, weiß nur, daß sie alle Geld machen. Sie erscheinen mir wie geheimnisvolle Wesen, die eine Zauberformel kennen, durch die sie aus allen Winkeln Gold herbeizuziehen vermögen, wie in Indien die Schlangenschwörer aus allen Ecken, wo niemand sie vermutet, Kobras hervorlocken.

Den Zauber Amerikas aber bilden die Frauen, die es immer verstehen, ihre eigenen Sorgen beiseitezusetzen und das Lebenswürdigsein als Beruf

betreiben; vielleicht wären sie noch reizender, wenn sie es nicht immer so eilig hätten, als seien sie in Angst, irgend etwas zu

versäumen.

Hier sind einige sehr nette Frauen, von ansteckender Heiterkeit; und ich weiß nicht, ob es ihr Einfluß oder der volle warme Frühling

macht, aber mir ist manchmal, als erwache ich allmählich aus einem seltsamen narkotischen Zustand. So muß den Murmeltierchen Lumme sein,

wenn sie sich nach dem Winterschlaf dehnen und recken und die kleinen blinzelnden Augen gewahr werden, daß die schöne Welt immer noch da ist. Dann

rufft so ein erwachendes Murmeltierchen sicher auch: Guten Morgen, lieber Freund!

Beim, 2. 1900.
Tuxedo Park, Mai 1900.

Das Bridgewater'sche Haus hier in Tuxedo gefällt mir beinah noch besser als ihr Stadthaus. Es heimelt mich an mit seiner hessischen Bauart.

Steinerner Unterbau bis zur Höhe des ersten Stockes und darüber weißer Bewurf, von dem sich die Balken des Fachwerkes in warmen,

braunen Holzönen abheben. Dazu weit vorspringende Dächer und Giebel über einigen Zimmern, deren Fenster besonders schöne Blicke auf See

und Wälder haben. Alte zopfige Engelchen aus grauem Stein sind an einem Balkon verwendet und man sieht, daß alles, was das Haus schmückt,

von dem spanischen, eingelegten Tafelwerk des Speisenzimmers bis zum schmiedeeisernen Geländer der Treppe mit Liebe und Verständnis auf langen

so ist.
Reisen gesammelt worden ist.

Der Turm, der einen Vorprung in dem Haupthof bildet, ist auf einer Seite mit einem Relief geschmückt, das den heiligen Georg, den

Drachentöter darstellt. Es stammt aus einem alten bayerischen Bauernhaus. Wenn heute eine Drachensage geschrieben würde, müßte sie ganz anders lauten,

als diese alte von schönen, ritterlichen Georg, der nur die Welt vom bösen ungeheuer befreien wollte. Heute ziehen viele magere

Wichtelmännchen gegen den Drachen aus, der im fernen Cathay seine Heimat hat, aber sie alle wollen nicht etwa den Lindwurm erlegen,

sondern durch ihn fett werden. Der moderne heilige Georg legt dem ungeheuer Ketten an, auf daß es still halte und sich melken lasse.

Die Südseite des Turmes sieht noch ein bißchen leer aus, und Mr Bridgewater will dort eine Uhr anbringen. Er bat mich, ihm etwas

zu skizzieren, was dort oben um die Uhr auf die Wand gemalt werden könnte, wie man es gerade in alten bayerischen Häusern

so oft sieht. Ich habe nun um die Uhr eine zwölfsahlige goldene Sonne entworfen. Die Zahlen entsprechen den Stunden, und auf jede der

Spitzen goldenen Strahlzacken ist in gotischen Lettern ein Wort gemalt. Sie lauten in der Reihenfolge: I beginnen, II wollen,

III lernen, IV gehorchen, V lieben, VI hoffen, VII suchen, VIII leiden, IX warten, X verzeihen, XI entsagen,

XII enden. Der vorrückende Zeiger bezeichnet die Stunde mit dem Wort. Viele sind es, über die man schnell hinwegmöchte, um bei andern

lange zu verweilen - aber wir müssen alle Stunden nehmen, wie sie sich überbittlich folgen auf der großen Lebensuhr, gute und schlimme.

Was für Zeichen mögen wohl über Ihren Zukunftsstunden stehen, lieber Freund? Ich sinne nach und möchte den Schleier so gern etwas

lütten können, und dann wieder denk ich, es ist besser, nicht zu fragen und zu forschen und sich nur der gegenwärtigen Frühlingstunde zu freuen, wie

die Mückenschwärme, die über dem See in der Sonne tätzen. Ich wünsche, daß viele, viele und nur schöne Stunden Ihrer harren mögen und diesen

Wunsch sollen die wirklichen, warmen, goldigen Sonnensahlen mitnehmen und Ihnen bringen, wenn sie heute abend meinen Blicken er-schwinden,

um Ihnen zu scheinen, auf der anderen Hälfte unsere schönen Frühlingswelt!

Be. Am., 2. 1900.
Tuxedo Park, Mai 1900.

Die hier verlebten Tage, lieber Freund, haben mir so unendlich wohlgetan, daß es mir Völgewanderten ganz schwer wird, wieder abzubrechen und weiterzuziehen. Ich habe ein unbestimmtes Gefühl, als sei ich in einem stillen Hafen und als warte meiner irgendwo draußen ein stürmisches Meer. Aber das muß ein Rest überanstrengter Nerven sein, die Ermüdung, die von langem Lastentragen zurückbleibt, die Angst vor dem Leben. Eigentlich war mir ja gerade in den letzten Tagen zuweilen so, als hörte ich zählige kleine Stimmen sagen: »die Welt wird mit jedem neuen Frühling von neuem schön.« Die Schwalben meinten das, und die weißen Dämmerwölkchen am blauen Himmel, die tausend kleinen Insekten und die Millionen Sammelstäubchen. Auch der schwarze Kater, der im Hof in der Sonne liegt, schnurrt gegenwartsfroh und zukunftsicher! Und am vorzufriedensten scheinen Madame Baltykoff und Astruther, die auch hierzu Besuch bei Bridgewaters sind. Sie hätten es mir gar nicht zu sagen brauchen, ich sah es ihnen gleich an - Madame Baltykoff hat Amerika gründlich studiert und ist dabei zum Ergebnis gekommen, daß das Beste und Behaltenswerteste, das das Land produziert, dieser eine Amerikaner ist. Sie scheint ruhiger geworden; vielleicht fehlte ihr, wie so manchem hin und hergeworfenen Schiffchen, nur der richtige Ankerplatz, und sie hat den nun gefunden. Astruther erklärte mir, Madame Baltykoff sei ihm in jeder Beziehung überlegen (das gehört nun einmal zum Credo jedes netten Amerikaners über alle Frauen, sogar über die eigene); nur in seiner amerikanischen Nationalität besäße er einen großen Vorteil über sie und den böte er ihr an, mit ihm zu teilen. »Nach all ihren Ansichten«, sagte er, »verdient sie eine freie Amerikanerin zu sein.« Mr Bridgewater meint, diese Verlobung sei ein Schritt zur Amerikanisierung der Welt auf sozialem Wege, und in dieser Amerikanisierung erblickt er ja die Aufgabe des kommenden Jahrhunderts. Das einzig Betäubende in der allgemeinen Freude ist, daß Arrutrums Name aus dem Klub der vierzig amüsantesten Männer gestrichen werden muß. Kein Mitglied darf verheiratet sein. Ist es nicht beschämend, daß man in diesem gegen Frauen doch so galanten Lande zur Verzeugung gekommen ist, daß die Ehe sofort geisteslähmend wirkt?

New York, Mai 1900.

Wir sind aus Tuxedo hierher zurückgekehrt; und in unseren New Yorker Zimmern, in denen ich alles ganz unverändert vorgefunden, inmitten all der

altvertrauten Dinge, die mich nun schon so lang begleiten, habe ich mich gleich wieder völlig eingelebt, als sei ich gar nicht fort gewesen, als

hätte ich den letzten Monat nicht erlebt. Wenn ich morgens aufwache, muß ich mich erst besinnen, ob es alles wahr ist: die plötzliche Reise

nach Europa mit allem was ich dort durchgemacht, und dann die eilige Rückkehr hierher. Manchmal scheint es mir wie ein Traum, als wär ich

hier tief eingeschlafen und eben wieder erwacht, und als sei alles unverändert, wie es nun schon so manches Jahr gewesen. Aber dann fühl ich mit

einem Mal, daß doch alles anders geworden; ich schaue mich nach der altgewohnten Hoffnungslosigkeit um und sie ist verschwunden. Ich sehe in all dem

nicht recht klar, versuche es auch nicht einmal, sondern lasse mich treiben, gedanken- und willenlos. Aber mir will es scheinen, als atme ich

freier, als sähe ich in der Ferne ein Lichtchen schimmern. Seit ganz frühen Jugendtagen ist mir keine so still zufriedene Zeit mehr

geworden. Mich dünkt, es liegt ein Zauber auf der Welt, als tönten aus der Ferne tausend silberne Glöckchen. Ach, daß doch nichts diese einzige

Wunderkünde trüben möchte! Darum fleh ich immer wieder und lausche andächtig auf das leise Glockenläuten, das aus des eigenen Herzens Tiefe

schüchtern und hoffend emporklingt.

Lieber Freund, ich glaub, ich erlebe ein Märchen!

New York, Mai 1900.

Seit ein paar Tagen bringen die Zeitungen beunruhigende Telegramme aus Peking, und es war mir eine Erleichterung, gestern zu lesen, daß die
besandten Wachen requiriert haben und daß diese wohlbehalten in Peking eingetroffen sind, natürlich nach dem üblichen und obligatorischen
Palaver des Tsungliyamens, aber ohne daß ein ernsthafter Versuch gemacht worden wäre, die Truppen am Einmarsch zu hindern. Es

las sich wie eine genaue Wiederholung dessen, was wir selbst 1898 erlebt haben.

Wir sollten gestern aber noch mehr über China hören, als was die Zeitungen bringen.

Abends gingen mein Bruder und ich bei Sherry essen, jetzt, wo sich die Stadt täglich mehr leert, herrscht dort nicht mehr das Gedränge wie im

Winter, aber man sieht immer noch genügend glattrasierte, befrackte Herren, eine Gardenia im Knopfloch, und genügend elegante Frauen mit

halbhohen Kleidern und riesigen malerischen Hüten, um glauben zu können, in ein lebendig gewordenes Bilderbuch von Gibbons

verletzt zu sein.

Nachdem wir uns gerade gesetzt hatten, traten mehrere Herren an einen neben uns reservierten Tisch heran, und Sie können sich unser Entsetzen

denken, als wir unter ihnen zwei Bekannte entdeckten, und zwar welche Gegensätze: den Rubinminen-Konzessionär Bartolo und jenen

gescheiterten Journalisten Dr Silberstein, den Sie mir einmal als einen der wenigen bezeichnet haben, der seinen Aufenthalt in China zu einem

ersten Studium dieses Landes bezutze. Bartolo kam sofort auf uns zu, ließ unsere Tische aneinander rücken und erzählte uns frohlockend, er

käme gerade aus London, wo es ihm gelungen sei, ein Syndikat für die Rubinminen in der Provinz Kwangtung zustande zu bringen.

»Man reißt sich um die Aktien,« sagte er, »und unsere große Chance ist der Burenkrieg gewesen, denn all die großen Kapitalisten, denen ihre

Goldminenaktien jetzt nichts tragen, haben sich mit Enthusiasmus an unserm Unternehmen beteiligt.«

»Ja, glauben die denn, daß die Rubinminen schon so bald einen Ertrag geben werden?« fragte ich und schämte mich meiner geschäftlichen Naivität,

als Bartolo mir mit überlegenem Lächeln antwortete: »O nein, und darauf kommt es ja auch vorläufig noch nicht an. Wir

verdienen ja bisher viel mehr an den Kursschwankungen. Unsere Rubinminen-Aktien sind jetzt das große Spekulationspapier! Noch kein

Spatzenstich gemacht und schon stehen unsere 1 Pfund-Aktien auf 140. Großartig!«

Dann erzählte er weiter: »Besonders auch bei der hohen englischen Aristokratie sind unsere Rubies, wie sie kurzweg genannt werden, sehr

beliebt. So schrieb mir kurz vor meiner Abreise die Herzogin von X.: »Lieber Bartolo, die Rubies sollen gut sein, sagt man

Ich fürchte, es gibt die verschiedenartigsten Enttäuschungen für Leute, die nach Peking auswandern.

Die zwei brillanten Attichés der Ruby Mines Co. Ltd. empfahlen sich übrigens bald, denn sie reisen morgen mit Bartolo via

San Francisco nach China, und sie wollten offenbar ihren letzten Abend in der vollen Zivilisation genießen.

Wir blieben zurück mit Bartolo und Dr Siverstein, der, auf der Rückreise aus Asien, jetzt einige Zeit hier bleiben will, um eine englische

Ausgabe seines Buches über China vorzubereiten. Ich fragte nach beider Meinung über die beunruhigenden Telegramme aus Peking.

Bartolo erklärte, das seien alles nur künstlich von einigen Spekulanten lancierte Nachrichten, um die Rubies zu drücken und sie billig

kaufen zu können. Siverstein aber nahm die Nachrichten sehr ernst und sagte, sie seien der erste offene Ausdruck dessen, was man schon

seit langem habe kommen sehen können. »Seit Monaten«, sagte er, »beginnt sich etwas tief in den Untergründen der dortigen Welt zu

regen, als ob der Drache, der im Schoß der Erde ruht, sich mißrütig dehne und recke. In die innerste chinesische Volksmasse ist Leben gekommen.

Lange haben die gelben Millionen nicht als Faktor gegolten, der bei Zukunftsrechnungen in Betracht kam. Jetzt scheint es, als wollten sie ihre

lange Apathie abschütteln, und mir ist oft, als holten sie zu einem großen Schlage aus.«

»Aber bester Herr,« unterbrach ihn Bartolo, »die Chinesen sind doch ein zufriedenes, leicht zu regierendes Volk!«

»Ja, das sind sie,« meinte Siverstein, »aber die Unzufriedenheit ist diesem resigniertesten aller Völker künstlich beigebracht worden. Sie verlangten

nur, das Leben mit all seinen Unvollkommenheiten ruhig weitergleiten zu lassen, wie es seit den Tagen der Klassiker geschehen, aber immer

zahlreichere Leute sind gekommen, die ihnen von Fortschritt und Wechsel sprachen und die alle irgendeinen Artikel hatten, den sie ihnen als

wesentlich aufdrängen wollten, Religionen, Kriegswaffen, Eisenbahnen und Dampfschiffe. Die fremden Maschinen haben Tausende um ihre

kleinen Erwerbe zittern lassen, und nicht genug, daß sich die Lebenden bedroht fühlten, auch die Toten wurden in ihrer Ruhe gestört, denn

bei den neuen Bauten auf den fremden Konzessionen und bei der Trace der Eisenbahnen konnte man nicht Rücksicht nehmen auf die durch das

ganze Land verstreuten Gräber. Dies erscheint allen Chinesen als höchster Frevel, Sie mußten auch sehen, wie die Konvertiten des neuen Glaubens durch

ihre geistlichen Hirten in all ihren weltlichen Angelegenheiten starken Schutz fanden, zum Nachteil ihrer heidnischen Brüder. So wurden diese

religiös indifferenten Menschen aus ganz irdischen Gründen allmählich fanatisch, und ihr politischer Haß erwachte, als sie immer mehr gewahr wurden,

daß die Fremden China geringschätzig als eine Melone ansahen, die reif ist, in Stücke geteilt zu werden. - Seitdem sind Sekten entstanden zur

Vertreibung der Fremden; erst ließen die Autoritäten sie nur gewähren, heute schützen sie sie schon offen.«

»Lieber Doktor,« sagte Bartolo, »Sie sind wie so mancher in der Melancholie eines prolongierten Aufenthalts in Peking um Schwarzseher

geworden. Ich bitte Sie, all unsere Nachrichten lauten doch ausgezeichnet, na, und sollten die chinesischen Autoritäten wirklich mal etwas
Schwierigkeiten machen, mit der richtigen Mischung von Drohung und klingenden Gründen hat man sie noch immer überzeugt, und ernsthaft werden Sie doch nicht
von Gefahr durch chinesische Axtstücker reden wollen - ist ja elendes Pack; werfen Sie einem chinesischen Volkshaufen eine Hand voll
Kupferkäschen hin, und sie werden alles vergessen, um sich darum zu raufen, und vor einem europäischen Soldaten laufen hundert
Hundert.«

chinesische davon.«
»Ja, ich weiß«, antwortete Sierstein. »Das ist die Ansicht der modernen Schule über China. Ich teile sie nicht und glaube, daß wir vor großen
Ereignissen stehen, die nichts mehr abwenden kann und die sich logisch aus unserm eigenen Verschulden aufbauen.«

New York, 5. Juni 1900.

Der große Bartolo und seine beiden eleganten Adjutanten sind abgereist. Vorher sandten sie mir noch einen riesigen Korb voll tief

purpurroter Rosen, der sehr passend mit rubinfarbenen Bardschleifen verziert war. Ihre Karten lagen dabei in einem

Kuvert, auf dem das Motto prangte: »Rubi gagne.«

Ich hatte mich heute morgen gerade hingesetzt, um Ihnen dies zu beschreiben, als ich die Zeitung aufnahm und die erstaunlichen Nachrichten fand, daß die

Huangtsung-Station an der Peking-Bahn von Boxern verbrannt worden ist, und daß französische und belgische Ingenieure von der

Luhan-Bahn vor den Rebellen nach Tientsin geflüchtet sind, wo sie nach großen Leiden eintrafen. Missionare sind an verschiedenen

Orten mit Konnivenz der Mandarine ermordet worden. In Tientsin selbst wird ein Angriff der Boxer erwartet, und in Peking soll sich die

Lage sehr verschlimmert haben.

Während der letzten Tage waren die Telegramme gerade ganz beruhigend gewesen; es hieß, daß seit der Ankunft der Gesandtschaftswachen völlige

Ruhe in Peking herrsche. So hatte ich denn Boxer und alle anderen Realitäten vergessen und hatte weiter Märchen geträumt.

Und nun kam das Erwachen, und mir ist, als sei ich unsanft aufgerüttelt worden.

Wie ich gerade alle die Nachrichten gelesen hatte, kam Miß Tatiana de Gribojedoff ganz aufgeregt zu mir gestürzt und sagte, sie habe gehört,

daß wir wieder in New York eingetroffen seien, und wir wären gerade diejenigen Menschen, mit denen sie alles besprechen müsse. Dabei

zog sie gleich eine Zeitung aus ihrem Beutel und las mir die Telegramme mit bebender Stimme vor. Sie ist entrüstet, daß nichts vorgesehen und

gesehen sei, um alledem vorbeugen. In allen chinesischen Begebenheiten sieht sie nur das Ergebnis russischer Aufwiegeleien, die zu

konterkarieren die Angelsachsen von Gott berufen sind, und im Tone von jemand, der persönlich Rechenschaft verlangen kann, fragte sie: »I

wonder what Salisbury is about?« Darauf konnte ich ihr keine befriedigende Antwort geben, aber statt dessen mußte ich

ihr über alle chinesischen Lokalitäten Auskunft erteilen. Der Beutel enthielt auch noch eine zusammenlegbare Karte Chinas. Die wurde ausgebreitet

und ich mußte Miß Tatiana alle Punkte zeigen und auf tausend Fragen antworten. Mir war recht bang um die, aber lachen mußte ich doch, wie

Miß Tatiana die Stirn kraus in die Höhe zog und all meinen Ausführungen auf der Karte mit einem Ernste folgte, als laste auf ihr die

Verantwortung für die Disposition eines Feldzuges. Sie setzte mir auseinander, Amerika habe in China eine große Mission, es müsse die

Ruhe herstellen, die offenbar nur durch russische Umtriebe gestört sei, und darüber wachen, daß diese Begebenheiten nicht zum Vorwand für

Länderräubereien besitzt würden. Zum schluß kündigte sie mir an, sie werde, bis die Lage sich geklärt habe, in New York bleiben und

häufig zu uns kommen, um mit uns zu konferieren.

Wir Menschen kämen ohne Sorgen offenbar vor Langeweile um, und Miß Tatiana, die keine einzige wirkliche hat, schafft sich daher

selbsterwählte auf politischem Gebiet.

New York, 14. Juni.

Seit Tagen habe ich die Empfindung, als ließe die ganze Welt sich treiben, ohne zu wissen wohin, als laste Unheimliches, Undurchdringliches auf ihr.

Und die heutigen Telegramme sind wie ein Zerreißen des Schleiers - wie wenn bei Schiffahrt im Nebel plötzlich ein Felsen in drohender

Nähe auftaucht. »Gesandtschaftsmitglieder in P. attackiert, die englische Sommergesandtschaft zerstört, Prinz Tuan und andere Fremdenfeinde in

«Tsungli-Yamen ernannt.»

Und nun die ganz kleinen Gesandtschaftswachen! Was können die ausrichten, wenn es ernst wird?

Heute steht ein Telegramm vom amerikanischen Gesandten in Peking in den Zeitungen; er bittet um 2000 Mann. Aber wann können die dort

sein?

Ich muß immerwährend an Hofer denken. Man solle Kavallerie in der Nähe bereit halten, das sei das Wichtigste, sagte er. Ach wie recht

hatte doch dieser streitbare Kirchenmann!

Er und manch andere Missionare und auch die China-Association in Hongkong haben gewarnt, und schon in den Schanghai

Ma-Zeitungen stehen eindringliche Artikel über eine große kommende Gefahr. Es ist als hätte alle Welt das Unheil nahen sehen,

nur nicht die eigens dazu angestellten Childwachen.

Unbeachtet sind die Warnrufe verhallt. Man wollte sich im bequemen, taterischen, optimistischen Glauben, daß ja alles ganz gut stände und die

Welt ein netter behaglicher Aufenthaltsort sei, nicht stören lassen, wollte Weitläufigkeiten, Parteinahmen und Einmischungen vermeiden,

und in der großen Sehnsucht nach Ruhe allem dem aus dem Wege gehen, wodurch neue Aktenrubriken entstehen können.

Und besondere Umstände kamen noch dazu. Die Amerikaner sagen es selbst in ihren Zeitungen, daß sie nicht in der Lage seien, Landtruppen nach

China zu senden, weil sie sie in den Philippinen brauchen. Die Engländer haben gerade genug mit den Buren zu tun. »Unsere Zähne sind leider in

Afrika«, hat ihr großer Mann geantwortet, als man neulich in ihn drang, den Chinesen die Zähne zu zeigen. Die Franzosen haben auch ein

besonderes Interesse daran, daß es in China ruhig bleibt, denn in Ausstellungsjahren soll immer alles eitel Glück und Freude sein. Ausstellungen sind

für Völker, was Verlobungen im Familienkreise sind; da stellt man sich auch an, als sei alles herrlich und schön, alle Fehden werden für

ein Weichen begraben und man tut so, als sei Grund zu allgemeiner Freude.

Aber die dunkeln, unerforschten Kräfte, die uns treiben, die verbittliche Schicksalsmacht, die über uns steht und das werden läßt, was wir nachher

Geschichte nennen, - die kehren sich nicht an Völker- und Familienfeste, nehmen keine Rücksicht auf das müde Ruhebedürfnis alternder

Geschlechter - die führen uns unaufhaltsam weiter, wir wissen nicht wohin - und im dichten Nebel ragen dann plötzlich vor uns drohende Felsen

aus dem Meere empor.

New York, 17. Juni 1900.

Mit Angst und Spannung heute früh die Zeitung geöffnet, Schlimmes erwartend, aber doch nicht dies Entsetzliche: »Die Gesandtschaften angegriffen, ein
 Gesandter ermordet« - und diese Mitteilung selbst - dunkel, gerüchweise, wie Unheilsbotschaften sich im Osten stets verbreiten, so daß man
 noch tausendfach Unheimlicheres dahinter vermutet. Alle telegraphische Verbindung mit Peking ist abgebrochen. Die Nachrichten sickern durch auf
 geheimnisvollen Umwegen. Es ist, als ob hinter einer verschlossenen Türe eine gräusige Tragödie sich abspiele - plötzlich hört man
 Stöhnen, Blut rinnt über die Schwelle, man weiß nicht, was geschehen ist, fühlt nur, daß es Furchtbares, Unerhörtes sein muß, da, hinter der
 Tür - man möchte helfen, das Schloß sprengen, die Tür einstoßen, eilen und retten - und man kann und kann nicht. Es ist wie ein
 Eco des

quälendes Alpdrücken.

New York, 19. Juni 1900.

, Taku-Forts²
Die Taku-Forts sind eingenommen.

Das muß doch die Chinesen einschüchtern! Und nun wird doch sicher die 'Entsatzkolonne', die Admiral Seymour führt, bald in Peking

anlangen oder vielleicht schon dort sein. Ein paarmal wurde ihre Ankunft schon gemeldet, dann aber widerrufen.

Aber wie ist es denn nur alles möglich? Das fragen wir uns immer wieder. Etwas Traumhaftes hat das Ganze, und man ringt, endlich erwachen und all den

nächtlichen Spuk ausschütteln zu können. Wenn ich an unsern stillen monotonen Pekingern Jahre zurückdenke, sage ich mir oft, »dies ist ja

alles nur ein verrücktes Märchen, an das niemand glauben kann«. Über wie vieles wurde doch in China geklagt! Über Hitze, Staub und Moskitos,

Überarbeitung, Ärger durch das eigensinnige Tsungli-Yamen oder über die großen Herren zu Hause, denen China ein Buch mit

fünf Siegeln ist und die doch alles besser wissen wollen. Aber daß Gefährdung der persönlichen Sicherheit je dem Gegenstand gerechter Beschwerde gegen

das Schicksal und die Chinesen werden könnte, wäre keinem in den Sinn gekommen. Unmöglich wäre es uns allen erschienen, und was wir jetzt

hören, klingt kaum glaublich - aber wenn ich dann die Zeitungen mit den groß und fettgedruckten Telegrammen sehe und höre, wie alle

Menschen nur von China reden - dann weiß ich, daß das 'Abenteuerrische', 'Wideste und Unwahrscheinlichste in unsern Tagen Wahrheit geworden ist.

Wir haben die Chinesen nur als arme, gedrückte Menschen gekannt! Knechtung, Erpressung und Ungerechtigkeit, wie auch große verheerende

Naturkatastrophen schienen sie geduldig zu tragen; vielleicht sahen sie in ihnen nur die verhältnismäßig gleichgültigen Begleitscheinungen des einen

großen Übels, des Lebens. Jahrhundertlang sind sie gezüchtet worden in einem System, dessen Erpressung, Ungerechtigkeit und Betrug so recht auf der

ewigen Trägheit und Feigheit der großen Massen beruhen. Jeder hatte dort immer Mächtigere zu versöhnen, und Stimmen zu erkaufen. Die einzige

Erleichterung und Rettung vor der ungeheuren Last war schlaue Überlistung der Bedrücker. Wie so oft in menschlichen Verhältnissen, knechtet

dort die Stärkere den Schwächeren und wird dafür von ihm hintergangen. Leicht zu befriedigen schienen mir eigentlich die Chinesen, verlangten nicht

mehr, als daß die paar Kupfermünzen, die sie täglich verdienten, ihnen nicht von einem ihrer Peiniger abgerungen würden; daß dies aber oft

vorkommen muß, sahen sie alle als alte Weltenregel an, in die man sich philosophisch fügt, wenn man sie nicht listig zu umgehen weiß. Arme,

durch Bedrückung schlau und gemein gewordene Menschen, deren Geist viel mehr nach kleinen Schleichwegen, spitzfindigen Verdrehungen und

Betrügereien als nach großen Taten zu sinnen schien. Und sie alle sollen mit einmal zu rasenden Kämpfern geworden sein, die es mit den Herren

der Welt aufnehmen wollen?

Ein Rätsel im rätselreichen China.

Seltam klingt es uns auch jetzt, in hiesigen Zeitungen zu lesen, daß diese selben so elend und sinnlos dahinlebenden Chinesen eigentlich Wesen von

erdäulich nervöser Anlage seien, die von Fanatikern hypnotisiert wurden zu wildem Fremdenhaß und blindem Glauben an eigene

Unverwundbarkeit und Siegesgewißheit. Mir aber will es scheinen, daß diese Hypnotiseure vor allem ihre Kraft an den Fremden in Peking

ausgeübt haben müssen, sie in wunderbaren Sicherheitswahn wiegend.

Miß Tatiana besucht mich häufig und hält lange Reden, in denen sie alle Ministerien der verschiedensten Länder zur Verantwortung zieht. Silberstein

traf bei mir mit ihr zusammen und meinte nachher: »Das ist eine Dame, die einen Band Junius-Briefe schreiben sollte.«

Die beiden verhandelten lange über die chinesischen Ereignisse, und Miß Tatiana kam immer wieder darauf zurück, warum nichts von alledem von den

angelsächsischen Staatsmännern, denen sie ihr Leben lang vertraut, vorgesehen worden sei.

Der Journalist meinte: »Ja, die Nachrichten aus China sind freilich so recht geeignet, die Fundamente des Glaubens an vorausschauende

Staatsweisheit stark zu schüttern. Aber es wird überhaupt viel weniger geplant und gelenkt, als man uns im Geschichtsunterricht lehrt. Die größten

Ereignisse kommen meist unerwartet. Man hat sich treiben lassen, ohne viel zu fragen, wohin, und steht plötzlich vor übersichenden

Tatsachen. Das landläufige Heroentum besteht dann eigentlich nur immer darin, sich mit Geschick aus Schwierigkeiten zu ziehen und es nachträglich

so festzustellen, als habe man alles vorausgesehen.«

»Aber«, fragte Miß Tatiana, »hat man denn nicht von Anfang erkannt, daß diese fremden- und fortschrittsfeindliche Partei unseren kommerziellen

Interessen notwendigerweise großen Schaden zufügen muß? Warum hat man sie überhaupt je so anwachsen lassen?«

»Um sie erfolgreich zu bekämpfen«, antwortete er, »hätte man sich offen dem Kaiser und zu seinen Reformfreunden bekennen

müssen. Es gab vielleicht einen Moment, wo man das gekonnt hätte. Aber dazu hatte niemand den Mut und niemand sah wohl ein, wieviel auf

dem Spiele stand. Die Schicksalsstunde für China war der Staatsstreich der Kaiserin-Witwe im September 1898. Daß damals die ganze Welt zuschaute,

wie aller Fortschritt vertilgt wurde, nachdem er so lange gepredigt worden war und endlich eine Partei eifriger Bekenner gefunden hatte, und daß man

zuließ, daß die finstere Reaktion an seine Stelle trat - das rächt sich heute, denn es rächt sich immer, aus Bequemlichkeit und Angst vor

Komplikationen wissentlich das Höhere unterdrücken zu lassen, so schau es auch im Moment erscheinen mag, Einmischungen zu

vermeiden. Wer heute von idealen Gesichtspunkten in der Politik redet, begegnet nur mitleidigem Achselzucken, und doch wäre die Macht, die

damals für das ideale Streben der Reformpartei eingetreten wäre, heute wohl die führende in China, und die unvermeidlichen anfänglichen

Schwierigkeiten, denen sie begegnet wäre, hätten sicher nicht die Tragweite des Konfliktes angenommen, dessen kleines Vorbild wir eben erst erleben. Die Vereinigten Staaten hätten diese Rolle übernehmen können, um so mehr, als sie China gegenüber reine Hände haben. Aber um solche Entschlüsse fassen zu können, gehören große, leitende Gedanken – und der Laden, wo Ideen für Staatsmänner und Diplomaten – Bücherstoffe für Autoren verkauft werden, existiert leider noch immer nicht.«

New York, ~ 21. Juni 1900.

Der entsetzliche Traum dauert weiter, keine Nachricht aus Peking, und schlimmer als alles, keine Nachricht von Ihnen. Ach, wo sind Sie, lieber Freund? Meine tägliche Hoffnung ist, ein Telegramm von Ihnen zu erhalten, daß Sie in Schanghai von Ihrer großen Reise ins Innere zurückgekehrt sind. Um diese Zeit müßten Sie doch dort eingetroffen sein. Was kann Sie so lang aufgehalten haben? Ich sehne mich so sehr danach, von Ihnen zu hören, daß das Warten zu einem physischen Schmerz wird.

Die Hitze liegt bleiern auf der Stadt. Tag und Nacht keine Abkühlung. Die Nächte sind am schlimmsten. Sie scheinen so endlos mit den wirren Gedanken, dem fiebrigen Einschlummern und den verschwommenen beängstigenden Visionen, die sie bringen. Dann wird die Hitze zu einem greifbaren

Wesen, im Dunkeln lastet sie auf mir wie ein Alpdrücken, ich glaube, sie fühlen und fassen zu können. In den Zeitungen steht, wie alle Jahre, es sei dies ein anormaler Sommer, noch nie hätten Menschen und Tiere so sehr unter der Hitze gelitten, noch nie seien so viel Hitzschläge

vorgekommen. Es scheint, als sei es den Menschen ein Trost, sich einzubilden, daß gerade ihre Leiden ausnahmsweise groß seien, so groß, daß sie dadurch von einer gewissen Bedeutung würden. Und es ist doch alles bedeutungslos. Leiden scheint nur ausnahmsweise groß,

wenn es gerade unser persönliches Leiden ist. Könnten wir den Begriff unseres Ichs erweitern und dadurch mehr Leiden umfassen, so würden uns diese neuen Qualen, die wir bisher kaum ahnten, auch wieder als ganz ausnahmsweise groß erscheinen.

Wenn einst in Millionen von Jahren die Erde tot und eisig durch die Weltenräume kreist, wer wird dann nach den kleinen Wesen fragen, die mal auf ihr an Hitzschlägen starben!

Die Stadt ist ganz leer. Wir sind noch hier. Ich möchte auch gar nicht fort. Gerade hier in der furchtbaren Hitze glaube ich manchmal wirklich dort zu sein, wo all meine Gedanken sind. Hinter den hohen Pekingern Stadtmauern. Allein schon die Hitze dort in dieser Jahreszeit, ohne alles

andere - welche Marter! Ich bilde mir ein, daran teilzunehmen, von hier aus mittragend zu helfen. Wie schön wäre es doch, wenn man für andere tragen könnte, wenn man sagen könnte: »Ruh Du Dich jetzt aus, denn nun zieh ich die Schulter

unter die Last.« Das Weh der Welt ist aber nicht wie ein Brot bestimmter Größe, je mehr davon essen sollen, desto kleiner müssen die Teile werden. Nein, es wächst mit jedem neuen Gast, es ist immer in Überfluß auf dem Tisch und kämen auch immer wieder neue Millionen hinzu.

Tragen helfen! auch so eine Illusion, mit der die große Hoffnungslosigkeit verborgen werden soll. Jeder trägt, was schon mit ihm in der Wiege lag, was mit ihm selbst gewachsen ist, trägt, weil es eben nicht anders geht. Und vor, neben und hinter ihm stehen unabsehbare Reihen von

Wesen, die auch alle tragen, jedes seine Last. In Wahrheit abnehmen kann keiner dem andern etwas, so daß der wirklich frei aufatmete - wir

können nur um eigenen Leid uns noch das des anderen anzudenken - mit ihm mitleiden.

Mitleiden - ach, wie sehr leide ich hier mit jenen, die ich in Peking gelassen, leide mit Ihnen, lieber Freund! Bald suchen meine Gedanken Sie

hinter den düsteren Stadtmauern, die mit inheimlichem Schweigen unbekanntes Schicksal so vieler umgeben, bald in dem großen, brodelnden China, von

dem aus allen Teilen Nachrichten über Zustände und Metzeleien eintreffen.

Und mit all meinem Mitleid kann ich so gar nichts helfen!

New York, den 22. Juni 1900.

Lieber Freund! In diese Zeiten wachsender Angst und Sorge denke ich so unablässig an Peking und an alles, was sich dortgetragen mag, daß es mir oft ist, als sei ich selbst dort und ich mich kaum noch erinnere, wo ich mich in Wirklichkeit befinde. Redet mich jemand an, so fahre ich auf, wie aus einem Traume gerissen und muß mich erst wieder besinnen auf die mich umgebende Welt. Stundenlang liege ich nachts wach und sinne nach und suche durch die Gewalt des Willens den Schleier zu lüften, der durchdringlich zwischen uns liegt. Ich lasche, ob durch das tiefe Schweigen nicht doch eine einzige Stimme dringt, die mir Kunde brächte. Und dann am Morgen das fieberhafte Warten, bis die Zeitungen kommen, der jedesmalige sichere Glauben, heute müssen sie erlösende Nachrichten erhalten - und das jedesmalige Zusammensinken aller Hoffnung, die bittere Enttäuschung - immer das gleiche tiefe Schweigen.

Ich schreibe mir unablässig an meinen Augen vorbei, und ich möchte jede kleinste Erinnerung an all die damaligen Ereignisse festhalten, wenn sie auch anderen gleichgültig erscheinen - sind sie doch meine Sätze - das einzige vielleicht, was mir geblieben. Als ob von einem alten verblaßten Gemälde der Staub gewischt würde und man nun die Züge wieder gewahrt, so fällt mir tausend Vergessenes ein. Die Geschichte jener Jahre, in denen wir uns trafen und kannten, rollt sich wieder vor mir auf, und ständig glaube ich zu sehen, wie Sie mich aus den Tiefen der Vergangenheit anschauen.

Beim ersten Anblick mancher Menschen habe ich die dunkle Empfindung gehabt, sie früher schon gekannt zu haben, obschon ich doch genau wußte, daß ich sie in diesem Leben zum erstenmal sah. Wo, wann mochten wir uns wohl getroffen haben? Was war es, das uns früher einmal vereinigt hatte und woran die Erinnerung mich plötzlich leise zu mahnen schien? Niemals habe ich das so sehr empfunden, lieber Freund, als an dem Tage, da ich Sie zum erstenmal sah.

Erinnern Sie sich dessen noch?

Es war bei einem Diner in Peking, im Hause des langjährigen Gesandten von ^{***}, eines der letzten Repräsentanten jener alten politischen Schule, die noch an die unüberwindliche Macht Chinas glaubte und in der Behandlung dieses asiatischen Völkergebildes als ebenbürtigen Großstaates eine Befriedigung der eigenen Diplomatenneitelkeit fand.

Ich entsinne mich, daß, als mein Bruder und ich eintraten, die meisten Gäste schon versammelt waren. Der Hausherr erklärte gerade einem neu eingetroffenen Kollegen die verwickelte Frage der Audienzen fremder Gesandten beim Kaiser von China. Er wurde ganz wehmütig über die immer

neuen Bestände, die die Gesandten in der Art ihres Empfanges erlangt hatten, und man merkte ihm an, daß er innerlich ganz auf Seiten der
Chinesen stand, denn es gewährte ihm eine unendliche Genugtuung, an einem Hofe akkreditiert zu sein, was man bei Republikanern ja
mitunter findet, und er nahm es persönlich übel, wenn man diesen seiner Spezialhof nicht so recht als voll gelten lassen wollte. Als ich ihn
einmal unmittelbar nach solch einer Audienz traf, sagte er mir würdevoll: »I have just been in the presence of

Royalty.«
Royalty.«

Ein Stab junger Dolmetscher umgab den alten Gesandten. Mit ihrer Hilfe richteten die Fremden einige Sätze an einen Minister des
Yamen, eine lebende Mumie, die sich unter den Geladenen befand und kein Wort einer europäischen Sprache kannte. Auch

zwei jüngere Chinesen waren zugegen; sie trugen über langen, seidenen Gewändern weitärmelige Jacken aus zart gefärbtem Damast und auf dem
Kopf schwarze Atlas-Käppchen, mit einer großen Perle über der Mitte der Stirn. Offenbar Pekingser Giger! Sie wurden mir als Marquis

Tschiao fenglo - und Brüder vorgestellt, die sehr gut Englisch könnten. Ich redete den einen, der mir der ältere schien, als Marquis an, erhielt
aber die Antwort: »my brother he be Marquis, me be plain Esquire.« Im verblüffendsten

Pidgin-Englisch erklärten mir dann die Brüder, daß der ältere nur ein adoptierter Sohn des verstorbenen Marquis Tschiao
sei. Während sie mir noch die verwickelte Frage von Adoption in China zu erklären suchten, trat unser Wirt an mich heran.

Sie folgten ihm.

Er stellte Sie vor.

Und sobald ich zu Ihnen aufschaute, hatte ich die ganz bestimmte Empfindung, Sie früher schon gekannt zu haben - und ich wußte doch ganz genau, daß ich Sie
zum erstenmal erblickte. Es war ein ganz seltsames Gefühl. Mir war, als stände ich an jener Tür, die für uns verschließt, was wir gewesen vor
diesen paar kurzen Erdenjahren, für die unser schwaches Gedächtnis gerade mühsam reicht - und mit Anstrengung aller Fähigkeiten des
Denkens und Erinnerns suchte ich diese Tür für einen Augenblick spaltenweit zu öffnen.

Bei dem Diner saßen Sie ziemlich weit von mir, wenn ich mich aber etwas vorbog, konnte ich Sie mir schräg gegenüber erblicken. Immer wieder
fragte ich mich »Wann? Wo?« Ein paarmal gelang es mir auch in dem Schwirren und Summen der allgemeinen Konversation den Ton

Ihrer Stimme zu vernehmen, und der Klang mir so wohlbekannt, als hätte ich ihn jahrelang gehört.
Nach Tisch sprachen wir lange zusammen, und mit jedem Augenblick schienen Sie mir bekannter und vertrauter, und es dünkte mich, als läse ich auch in

Ihren Augen ein träunendes Wiedererkennen.

Ich hatte ja seit unserer Ankunft in Peking viel von Ihnen gehört, von Ihren merkwürdigen, abenteuerlichen Reisen in Teilen Chinas, die kaum je von Europäern betreten werden, von Ihren wunderbaren Sammlungen, von Ihren Freundschaften mit den Lamas entlegener Klöster, die nie mit andern Fremden sprechen, Sie aber dank Ihren buddhistischen Studien beinahe als einen der Ihrigen ansahen. Ich war natürlich sehr gespannt gewesen, Sie kennenzulernen, aber was ich empfand, als ich Sie nun wirklich sah, hatte nichts mit dem zu tun, was ich von den Umständen Ihres jetzigen Lebens gehört - die Wurzeln dieses Gefühls des Wiederfindens mußten weit zurückgreifen in graue Fernen längst vergessener Zeiten.

Auf dem Heimweg in dem blauen zweirädrigen Karren, der auf der holprigen Straße wie ein Schiff im Sturme schwankte und den das Maultier oft nur mit äußerster Anstrengung aus den tiefsten Löchern herausziehen konnte, und später in meinem kleinen schmucklosen Zimmer des Hotel de Pékin - immer wieder fragte ich mich: »Wann? Wo?«

Aber an jenem Abend fand ich keine Antwort.

New York, den 23. Juni 1900.

Wie ich die Antwort fand, will ich Ihnen heute schreiben!

Ihnen schreiben? und weiß doch nicht, wo Sie sind, ob dieser Brief je vor Ihnen liegen wird, ob es für uns noch eine Zukunft geben kann,

oder ob das ganze weitere Leben nicht wehes Erinnern sein muß an vergangene Tage.

Und doch ist mir, als umgäben mich Ihre Gedanken, als läschten Sie irgendwo in weiter Ferne, ob nicht ein Wort von mir zu Ihnen

dringe.

Sie in der Weite zu suchen, sende ich diese kleine Geschichte aus; halb vergessen, nie wieder berührt, hat sie seitdem verborgen in mir geruht; wie sie

nun wieder lebendig vor mir steht, fühle ich, daß mit ihr auch das nie ausgesprochene Hoffen in mir schlummerte, sie Ihnen doch noch einstmals am

Abend eines schönen künftigen Sommertages ganz leise zuflüstern zu können!

Es war am Morgen nach dem Diner des alten Gesandten. Lütlos trat meine filzbesohlte Amah in das Zimmer. Ihr schwarzes Haar war glatt

zurückgestrichen und am Hinterkopf künstlich zu einem Horn gedreht. Sie trug jahraus, jahrein lange indigoblaue Baumwollgewänder;

Winters waren sie dick wattiert und mit annehmendem Froste zog die Amah eines über das andere, bis daß sie wie eine Tonne aussah und ihre Arme

wie riesige Würste von ihr bestanden. Sommers dagegen, wenn all die wattierten Mäntel in dem Pfandhaus ruheten, erschien sie ganz schlank. Die Amah war

Christin und in der Klosterschule des Petang von den französischen Nonnën erzogen. Sie hatte dort einige Worte Französisch

aufgeschnappt, was den Verkehr erschieden erleichterte, wenn man erst mit ihr überangekommen war, was jedes Wort in ihrer gebräuchweise

eigentlich bedeuten sollte.

An jenem Morgen sah sie strahlend aus und sagte mir: »Joli Monsieur hat ein Geschenk für Madame geschickt.« Wer Beschenke machte,

war nach Amahs frzösischem Sprachgebrauch immer joli; sie urteilte offenbar nach dem Grundsatz »handsome is who

handsome does«. In den schmalen, gelblichen Händen hielt sie eine grüne Nephrit-Schale, die mit rosa Magnolienblüten gefüllt war.

Zwischen den Blumen aber lag Ihre Karte.

Ich beugte mich über die Blüten, und wie ich ihren süßen Duft einsog, überkam mich ein seltsames Gefühl des Schönerlebten. Es war mir, als träume

ich, als müsse ich nun handeln, wie es mir eine geheimnisvolle, unsichtbare Macht eingab. Mechanisch ergriff ich einen der braunen Zweige, an

dem zwischen gelben, kelzigen Schutzblättchen zwei schöne rosa Knospen sich öffneten. Mechanisch trat ich vor den demlich blinden,

ausprungenen Hotelspiegel und, wie fremdem Willen gehorchend, hob ich den Blutzweig über mir in die Höhe, zulang eine Strähne meines

Haars mehrmals zwischen den beiden Blumen durch und befestigte sie so auf meinem Kopfe.

Im Augenblick aber, als ich dies getan und mich vorbeugte, um besser in dem blinden Spiegel zu sehen, verwandelten plötzlich die Wände des kleinen

Hotelzimmers und mit ihnen die Möbel, die Amah und alles, was noch vor einer Sekunde um mich bestanden hatte. Ich selbst war verschwunden und doch

sah ich. Ich sah ein spiegelglattes Meer, über dem der wolkenlose Himmel in endlosen Höhen bläute. Manchmal hob sich die schimmernde Fläche,

als seufzte die See im Traume; dann kräuselte sich ein kleines Wellchen am goldig flimmernden Strand entlang und versank wieder in das

lautlose ewige Blau. Am Ufer saßen zwei Mädchen. Sie waren beide hoch und kräftig gewachsen und mit weichen Fellen unbekannter Tiere

bekleidet; goldblondes Haar hing beiden über die Schultern herab und ihre Augen waren blau und klar und doch so ungründlich tief wie das

weite Meer vor ihnen. Über beiden lag ein unendlicher Zauber von Jugend, von Frühmorgen, von Weltenbeginn. Der Mann beugte sich dem Meere

und griff nach einer großen, offenen rosa Doppelmuschel, die von einer Welle leise herangespült wurde. Er reichte sie der Frau. Die nahm sie,

hob sie über sich in die Höhe, zulang eine Strähne ihres Haars mehrmals zwischen den beiden rosa schimmernden Muschelhälften hindurch und

befestigte sie so auf ihrem Kopfe. Dann wandte sie sich lächelnd zu dem Manne. - - Der aber hatte Ihre Züge angenommen, und das Bild der

Frau, das sich in seinen Augen spiegelte - war mein eigenes!

Ich wollte mehr und tiefer schauen - doch die Vision entschwand - das blaue Meer ward grau und trübe - die beiden Gestalten versanken.

Ich befand mich wieder in dem düftigen Peking Hotelzimmer; vor mir hing der kleine gesprungene Spiegel, die Amah stand neben mir, als

sei nichts vorgefallen.

Aber meine Frage: »Wann? Wo?« war beantwortet.

In Uranfangzeiten haben wir beide zusammen an sonnigem Strande gesessen - vielleicht war ich einstmals das erste Wesen, das sich schmückte -

einem anderen zu gefallen.

Die grüne Nephrit-Schale, die Sie mir mit den Magnolienblüten sandten, hat mich nie verlassen. Sie steht auch heute vor mir, und ich starre auf die

seltamen, fremden Schriftzeichen, die in den harten grünen Stein gemeißelt sind und die da bedeuten: was einmal auf dem ewigen Rade der

Zeiten gewesen, muß stets von neuem wiederkehren.

Wirres Vergangenes erinnern, banges Zukunftsahnen durchschauert mich. Im Dunkeln tasten wir umher, bis wir in völliger Nacht versinken -

wissen nicht, woher wir kommen, noch wohin wir gehen.

New York, ~ 24. Juni 1900.

Immer dieselben widersprechenden Nachrichten in den Zeitungen. Die Schilderungen entsetzlicher Metzeleien, daneben die Versicherungen chinesischer Gesandten, daß die Fremden in Peking noch am Leben seien, daß ihnen irgendein chinesischer General beistünde. Was soll man glauben? Ach, man glaubt ja bis jetzt immer, was des Herzens heißester Wunsch ist.

Ich habe angefangen, mein Peking Tagebuch wieder durchzulesen. Auf jeder Seite steht Ihr Name, lieber Freund, und daneben irgendeine neue Freude, die Sie sich für mich ausgedacht! Damals nahm ich es alles so hin - als könne es nicht anders sein. Jetzt erst beim Lesen ist es mir, als spräche aus den vergilbten Blättern eine ferne Stimme zu mir und erzählte mir leise von Dingen, die ich nur dunkel deahnt. Jetzt versteh ich - jetzt, wo vielleicht ... Aber ich will das Entsetzliche nicht denken - es darf nicht so enden! Ich habe ja auch gar keinen sicheren Anhaltspunkt dafür, daß Sie mit in Peking eingeschlossen sind - nur daß es so ungefähr die Zeit ist, in der Sie von Ihrer Reise zurück sein sollten. Aber wie oft dehnen sich solche Reisen im Innern länger aus, als man zuerst berechnet, und wenn Sie unterwegs von den Unruhen hörten, werden Sie doch sicher nicht den gefährvollen Weg nach der Küste eingeschlagen haben, sondern werden wohlgeborgen bei einem Ihrer Freunde geblieben sein. Denn Sie hatten deren ja so viele unter den Eingeborenen und sind mir immer als der eine Fremde erschienen, der wirklich eine Fühlung mit den Chinesen hatte. Sie kannten Palastbeamte, Zensoren, Gildenhäupter, Literaten, während so manche andere Europäer beinahe einen gewisse Stolz hineinsetzten, von den Kindern des Landes möglichst wenig zu wissen. Jetzt ist es mir ein Trost, mich daran zu erinnern, daß Sie auch unter den Mongolen, die jeden Herbst nach Peking ziehen, Freunde hatten, und unter den Händlern, die die fernen Provinzen durchstreifen, um für reiche Sammler berühmten alten Vasen nachzuspüren. Von all diesen Leuten erhielten Sie stets Nachricht von Dingen, die anderen verborgen blieben, und Sie haben gewiß die Ursachen und das Entstehen dieser neuesten Begebenheiten, die uns als plötzliche Erscheinungen überraschen, lange im voraus gekannt. Sie sind ja vielleicht der einzige Europäer, der China so gut kennt, daß Sie spurlos in den Volksmassen untertauchen könnten - den Strickland Chinas hatten Kipling-Schwärmer Sie einstmalig genannt. Wenn irgendeiner, mußten Sie sich retten können.

Wenn ich doch aber nur eine Silbe von Ihnen hörte!
Ach, dies fortwährende Grübeln und Sehnen - dies Wissenwollen und doch Zittern vor dem Wissen.
Beständig schweifen die Gedanken zurück zu den verflossenen Jahren. Das Peking Hauschen, das Sie uns mieten und einrichten halfen, sehe ich

immer wieder vor mir. Mit Mauern umfriedet lag es in der Straße hinter den Geschäften nahe am Hatamen, dort, wo die großen

Bäume stehen. Des kleinen Hofes mit der riesigen, verwitterten Stanschildkröte, und der Wistaria mit den hellila Blütendolden

gedenke ich und der vielen Abende, die wir unter dem alten Baume sitzend dort verbrachten. Der Wind spielte in den Zweigen und leise fielen die blassen

Blüten auf uns herab. Eine erspätete Biene flog summend durch den Hof. Von jenseits der Mauer drangen die seltsamen, abendlichen Rufe der

Verkäufer, die durch die Straßen zogen, aus der großen, grauen Stadt zu uns - Töne aus einer Welt, von der wir allmählich einige

kleine Äußerlichkeiten zu unterscheiden lernten, deren Geist und innerstes Wesen uns doch ewig fremd und rätselhaft bleiben werden. Und beklemmend

wurde in solchen Stunden das Gefühl unendlicher Ferne und Weite. Einer Last gleich legte es sich auf das Herz. Ein traumhaftes Empfinden der Angst,

im Raum verloren, durch unabsehbare Entfernung und unendlich Zeiten von allem getrennt zu sein, das früher einmal unsere Welt gewesen.

Was mag aus unserem Häuschen geworden sein? Was aus den Mädchen allen, die ich dort gekannt, die inmitten Tausender fremder und feindlicher Wesen

so ahnungslos sicher dahinlebten? Es ist, als seien sie alle weggezaubert, versunken in eine Nacht, die unser Blick nicht zu durchdringen vermag.

Immer wieder sehe ich sie alle vor mir, wie sie sich am Morgen unserer Abreise in unserem kleinen Hofe versammelt hatten, um uns Lebewohl

zu sagen. Öde und ausgeräumt war alles und Ta dirigierte die Kulis, die sich die letzten Koffer und Kisten aufluden. Man saß auf den Treppentufen

und auf dem Rücken der alten Stanschildkröte herum, und alle sprachen schwirren durcheinander. Abschied wurde genommen und Rendez-vous in der Pariser

Ausstellung verabredet: Auf Wiedersehen! auf Wiedersehen! tönt es mir immer wieder in den Ohren. Wie oft und ahnungslos haben wir doch alle an jenem

Morgen das Wörtchen wiederholt! Und dazu knatterten die Feuerwerke, mit denen die Chinesen alle Abreisen begleiteten, um die bösen

Geister zu verscheuchen. Aber die füllten wohl schon damals das ganze Land, unsichtbar läuernd harrten sie ihrer Stunde und keiner von jenen, die da

standen, fühlte ihre Gegenwart. Denn das Schicksal schlägt mit Blindheit, die es zu verderben gewillt ist.

Und Sie, der Sie vielleicht der einzige waren, der ahnend vorausschaute, wo sind Sie, lieber Freund? - das ist die quälendste, verträglichste Frage. In

immer neuen Gefahren glaube ich Sie zu sehen.

Wann werden wir wissen? oder ... werden wie nie wissen? ...

New York, ~ 25. Juni 1900.

Mein Tagebuch ist mein einziger großer Trost. Ich vertiefe mich ganz in seine Lektüre. In ihm erlebe ich Vergangenes immer von neuem

und vergesse zeitweise die qualvolle Gegenwart. Ich kann verstehen, was ganz alte Leute meinen, wenn sie von der großen Freude sprechen, die es

gewährt, einen Menschen zu treffen, der uns kannte, als wir jung waren. Mein Tagebuch ist mir wie jemand, der mich schon lange kennt, in

dem ich mich wiederfinde, und vor allem ist es mir jemand, der Sie gekannt hat. Wie lang verweil ich doch bei den Seiten, in denen ich etwas von

Ihnen wiederfinde!

Heute las ich von einem Morgen, an dem Sie mich abholten, um mir in chinesischen Läden bei Besorgungen für das Häuschen zu helfen.

Nur wenige Worte enthält mein Tagebuch darüber, aber die rufen mir alles wieder lebhaft vor Augen.

Ob Sie sich wohl auch noch daran erinnern?

Es war Winter. Wir gingen durch das finstere Tor der Tatarstadt und dann über die Bettlerbrücke, uns mühsam einen Weg bahndend zwischen langen

Zügen mongolischer Kamele, zahllosen wirr durcheinanderfahrenden blauen Karren und einem Gewühl seltsam fremdartiger Menschen:

Mongolen, in breitstehenden Pelzmützen und dicken ockergelben und kupfrigroten Röcken; Chinesen, fröstelnd trotz ihrer vielen

wattierten Bewänder, die Hände unter den lang überhängenden Ärmeln verborgen, auf dem Kopf einen spitz in die Höhe stehenden roten

Beschlik, der fest um den Hals gebunden war. Andere trugen über den Ohren kleine Pelzfutterale; man konnte sie oft mehrmals anrufen, sie

hörten gar nichts und wurden beständig von Karren und Reitern angerannt.

Das waren die Wohlhabenden, die sich gegen die Kälte zu schützen vermochten, aber auf der Bettlerbrücke, zwischen den kleinen offenen Buden und

Garküchen, drängte sich eine Menge grausiger Gestalten; halb nackt waren manche und die abgemagerten Körper zitterten vor Kälte; wir

sahen eingefallene Gesichter, blaue Rippen, violette, halb erfrorene Glieder, Wunden und Gebrechen aller Art, Haare struppig verfilzt, Augen, die

wie im Wahnsinn starrten. Kaum menschliche Wesen waren sie zu nennen in ihrem Schutz und ihrer namenlosen Verkommenheit. Und viele waren

noch sehr jung, noch Kinder, und mußten doch auch mal eine Mutter gehabt haben! Und der Jammer dieser vielen, besser nie gelebten Leben erschien deshalb

so entsetzlich, weil seine völlige Hoffnungslosigkeit so klar vor Augen lag.

Umringt von den Bettlern blieben wir an einer der kleinen Garküchen stehen, wo in alten, hundertfach gesprungenen und mit Draht

kunstvoll geflickten Porzellannäpfen, namenlose, seltsam duftende Speisen feigeboten wurden. Heißhungrig schauten die Bettler nach

der großen Pfanne über dem offenen Feuer, auf der Fleischabfälle, zu Bällen geformt, in siedendem Fett gebraten wurden. Bläulich stieg der

heiße Dunst auf in der kalten Winterluft, und gierig sogen die Armen den Geruch brozelnden Fettes ein und drängten sich möglichst nahe an

das Feuer. In ihres Daseins Hölle war eine warme Mahlzeit am Feuer einer Garküche wohl das Höchste, was die Erde zu bieten

vermag - und Sie ließen allen zu essen geben und blieben dabei, damit auch jeder wirklich sein Teil bekam; denn die Bettler Pekings waren

Ihre besonderen Schutzbefohlenen. Wie oft habe ich Sie von dieser merkwürdigen Char umringt gesehen, die wir Ihre Garde nannten! Ich fragte Sie nach

einigen der seltsamsten Gestalten, Sie kannten sie alle und sagten: »Auch unter diesen rechtslosesten aller Menschen bestehen noch Rechtsstreitigkeiten:

jeder darf nur in bestimmten Straßen betteln; alle zusammen bilden sie eine Gilde, an deren Spitze ein kaiserlicher Prinz steht, dem sie

einen jährlichen Tribut entrichten müssen - denn nichts auf Erden wird mehr ausgebeutet, als das Elend, das sich nicht zu wehren vermag.«

Von der Bettlerbrücke bogen wir rechts in kleine Straßen ein. Ich weiß nicht, ob der Anblick all des Jammers um uns her uns darauf gebracht hatte,

aber ich entsinne mich, daß wir auf dem Weg von dem geringen Maß an Glück sprachen, das auf Erden zu finden ist, und daß ich sagte: »und diesem bißchen

Glück vermögen wir auch nicht mal voll ins Gesicht zu schauen, immer erscheint es uns im Profil, zurück in die Vergangenheit, oder hinaus in die

Zukunft schauend.«

»War es denn wirklich gar nicht möglich, dem Glück in der Gegenwart kühn und entschlossen, voll ins Antlitz zu schauen?« sagten Sie leise vor sich hin,

und der Klang Ihrer Stimme erschien mir plötzlich beinahe fremd, bebend, als benähme Ihnen die eisige Luft den Atem.

Ihre leisen Worte enthielten eine Frage.

Aber ich vermochte nicht zu antworten - fürchtete das Zittern der eigenen Stimme. Fühlte Ihre Augen auf mir ruhen und wagte nicht aufzuschauen.

Ich schüttelte nur schweigend den Kopf.

Der Wind piff eisig um die Ecken. Der Boden war hart gefroren. Der Winterhimmel hing schneeschwer herab. Es war, als laste uraltes Unheil auf

der ganzen Welt. Fröstelnd empfand ich plötzlich die große Kälte. Eilend, wie vor Gespenstern fliehend, schritten wir weiter.

Wir sprachen beide nicht mehr.

New York, ~ 26. Juni 1900.

Vor einigen Tagen lasen wir, daß der Provikar Hofer, dessen Warnungen niemand in Europa glauben wollte, und der nach China

zurückgekehrt ist, sich in Schanghai befindet. Ich telegraphierte ihm, ob er wisse, wo Sie sind, denn ich konnte die Ungewißheit nicht mehr länger

ertragen. Und soeben kommt die Antwort: »Muss nach letzten Nachrichten unmittelbar vor Beginn Belagerung Peking eingetroffen sein.«

Also nicht mal mehr die eine schwache Hoffnung, daß Sie vielleicht irgendwo im Innern Chinas sicher und verborgen seien! Daran hatte ich

mich während der letzten Tage geklammert. Je schlimmer die Nachrichten über Peking lauteten, desto sicherer und bestimmter nahm ich an, daß Sie nicht

dort seien, suchte mir zu beweisen, daß Sie gar nicht dort sein könnten, wollte es nicht zugeben.

Und nun sind Sie doch dort! - All die entsetzlichen Nachrichten, die wir seit Tagen mit Grauen lesen, sie sind zu lebenden Wirklichkeiten, zu Bildern

geworden, die mich unablässig verfolgen, seit ich weiß, daß Sie mit eingeschlossen sind in der Stadt des Leidens.

Jeder einzelne, der dort hinter den finsternen Mauern der Erlösung harrt, muß ja den fremdesten Menschen Mitleid einflößen - aber

was ist das neben der Angst und Verzweiflung, die mir das Herz zerreißen um Sie - um Sie, liebster Freund!

Und tut gar nichts tun zu können, wo man so gern das eigene Leben gäbe, wo es schon Glück wäre, auch nur mit leiden zu

dürfen!

Und inmitten all der Marter plötzlich vor dem eigenen Herzen wie vor einer Offenbarung stehen und sich räunend fragen: Kann das denn sein?

Bin ich es denn wirklich?

New York, ~ 27. Juni 1900.

Seit wann weiß ich eigentlich, was Sie meinem armen, in frühem Morgensturm entwurzelten Leben geworden sind? Hab ich es dort in

Peking schon geahnt? Hab ich es jetzt erst allmählich entdeckt? Ich weiß es nicht mehr. Mir ist, als hätte es nie anders sein können. - Wir haben

es uns nie so ganz gesagt - aber wir beide wußten es doch wohl immer. So vieles lag zwischen uns, hemmend und trennend. - Wozu da

reden? Und sind wir nordische Menschen nicht alle etwas Summe des Himmels? Es ist, als hindere uns eine gewisse Scheu, unsere tiefsten Gefühle

auszusprechen. Mit der Feder sind wir viel beredter, da fühlen wir uns allein und frei, als könne niemand hören, was wir lautlos dem Papier

anvertrauen.

Äußeren Schicksalszwanges hat es bedurft, um klar zu sehen, der Angst, die die Schleier zerriß.

Wenn ich an meine jungen Jahre denke, die des Lebens schönste sein sollten, so habe ich immer nur die eine Erinnerung an eine Last, die über

meine Kräfte ging, die ich weiter trug, weil ich mir nicht zu helfen wußte, weil ich im Ertragen nicht schwach war, aber wohl viel zu schwach

und öffentlichkeitscheu, um selbst mein Schicksal in die Hände zu nehmen und es nach eigenem Willen umzuwandeln. Ich trug es wie es nun einmal

war.

Ich habe einige Frauen vom Übermenschentypus gesehen, die dasjenige einfach abzüttelten, was sie an der freien Entfaltung ihres Ichs hinderte; die

Schicksalsstark waren und selbstgestaltend in ihr Leben eingriffen; denen die eigene Person das Idol war, vor dem sich alles beugen

mußte. Ich habe auch Frauen gekannt, die zwei getrennte Leben führten, ein Leben vor aller Augen offen, kalt, grau, von unendlicher

Langeweile; und daneben ein anderes, verstecktes, voll süßer Geheimnisse, voll erstohlenen Glücks, das die Leere und Öde des ersteren eetzen

mußte.

Beide Arten von Frauen habe ich angestaunt, vielleicht auch etwas beneidet, aber ich hätte keine je nachahmen können - es wäre

allzu sehr meiner innersten Natur zuwider gewesen.

Ich habe gewartet. Gleich vielen Frauen, die ihr Leben lang nichts tun als warten.

Die Wandlungen in meinem Leben sind immer von außen gekommen.

Nach Jahren, in denen die goldene Jugend schwand, ward mir die allzu schwere Last, ohne mein Zutun, wenigstens teilweise abgenommen. Aber

sie hatte mir ihren Tempel gelassen. Das Gebücktsein war mir geblieben, wie den Bäumen, die sich jahrelang vor dem Noosturm beugen

New York, ~ 29. Juni 1900.

Die Seymoursche Kolonne ist nach Tientsin zurückgekehrt - und sie ist nie nach Peking gekommen! Alles Hoffen, daß sie

doch dahin gelangt sei, war vergeblich.

Nichts, nichts über Peking ist bekannt - und ich weiß nur, daß Sie dort sind.

Es heißt, chinesische Vizekönige im Süden hätten Telegramme erhalten, daß die Gesandtschaften sich am 25. Juni noch hielten. Und die ganze

Welt läßt sich das bieten, daß den chinesischen Beamten in Schanghai andauernd Nachrichten über das, was in Peking geschieht, daß die Fremden

aber kein Telegramm von dort erhalten können!

Warum bemächtigt man sich denn nicht des Telegraphen-Taotais Sheng in Schanghai und sagt ihm: Binnen vier Tagen erhalten sämtliche

Regierungen Chiffre-Telegramme ihrer Gesandten, oder du wirst geköpft! Das würde wirken.

Aber gegen große Mandarine ist man ja noch nie scharf aufgetreten.

New York, den 3. Juli 1900.

Heute sagt ein Telegramm, in Tientsin sei ein Bote Sir Robert Harts aus Peking eingetroffen, der einen vom 25.

Juni datierten Bote gebracht habe, die Lage sei verzweifelt, die Fremden in der englischen Gesandtschaft vereinigt, wo sie geschossen würden.

Oh Gott und zu wissen, daß Sie dort sind!

Ob es noch andere Menschen gibt, die dieselbe Verzweiflung empfinden können wie ich? Und die Empörung, wenn man dann in derselben Zeitung, wo

dieser Notschrei steht, spitzfindige Erörterungen darüber liest, ob eigentlich ein Krieg mit China bestände oder nicht, sowie Äußerungen des

langjährigen Bewohners und Kenners Pekings, Herrn von Soundso, der erkläre: Prinz Tuan könne unmöglich so gehandelt

haben, wie erzählt werde, er sei zwar rauh, aber ehrlich und gutmütig.

Ich glaube wahrhaftig, es gibt noch Leute, die sich was darauf einbilden, so einen chinesischen Prinzen gekannt zu haben.

Oh über den unverfügbaren Snobismus der Welt!

New York, den 6. Juli 1900.

Diese entsetzlichen Nachrichten in den Zeitungen - ein Martyrium, sie lesen zu müssen. Die schauerlichsten Einzelheiten die auf dunklen Wegen über die letzten Kämpfe in Peking bekanntgeworden, werden herausgegriffen und dann in riesigen Lettern fett gedruckt als Überschriften, die Leiden all der Unglücklichen zur geschäftlichen Spekulation ausgezitt, die auf das Sensationsbedürfnis der Menge rechnet. Und nicht nur die Gleichgültigen lesen das, nein auch die, denen es an die innersten Wurzeln alles Lebens und Empfindens greift. Sie sehen all die furchtbaren Bilder vor den inneren Augen, Tag und Nacht! Wird nichts sie je mehr verwischen?

Und sie müssen auch lesen, daß man die Gesandtschaften als verloren aufgegeben und sich damit abgefunden hat. Es sei überflüssig, heißt es, nochmals Leben zu riskieren, um ihnen zu Hilfe zu eilen, da doch alles längst vorbei sein müsse. Man spricht sogar davon, Tientsin zu räumen. Im Herbst, wenn Hitze und Regenzeiten vorüber, solle dann ein schöner, großer Strauß ausgeführt werden. Was liegt uns an Strafe, die wir um unsere Liebsten bangen! wir wollen Rettung!

New York, den 12. Juli 1900.

Heute besuchten mich ganz fremde Leute, ein alter Mann und eine alte Frau. Sie sagten, sie hätten einen Sohn in Peking gehabt - und

das genügte mir; die fremden Leute standen mir mit einmal ganz nah. Aber sie sagten, sie hätten ihn gehabt, nicht, daß sie ihn hätten. Sie

sind ganz überzeugt davon, daß dort hinter den hohen Mauern alles zu Ende ist, daß keiner mehr lebt. Beide hatten etwas Resigniertes, wie

alte Leute, denen ihre liebsten einer nach dem andern weggestorben sind, bis Unglück schließlich als das allein Selbsterständliche erscheint. Die alte Frau

hatte etwas frischen Krepp auf ein schabiges schwarzes Kleid gesetzt, das aussah, als sei es in einer Reihe von Trauern aufgetragen worden. Sie

hatten irgendwie erfahren, daß wir in Peking gewesen, und hatten nur die Sehnsucht, einmal über alles dortige reden zu hören und zu fragen,

ob wir den Sohn vielleicht gekannt hätten. Sie erwarteten keine Ermütigung, sie waren ganz hoffnungslos. Und das war mir das Entzückteste,

zu sehen, daß andere, die auch ihr liebstes dort haben, es als ganz rettungslos verloren bereits aufgegeben haben. Das eigene

Weiterhoffenwollen erschien mir mit einmal beinah kindisch und töricht. Alles, womit ich mir täglich ein wenig neuen Mut

einreden suche, ist so kläglich schwach, hat eigentlich kaum eine einzige vernünftige Begründung - auch heute steht es wieder mit voller

Sicherheit in den Zeitungen, daß kein einziger Fremder mehr in Peking am Leben ist. Die beiden alten Leute haben sich still dahineingefunden

und werden nun so weiter leben und noch mehr Trauer tragen.

Aber ich kann nicht - Gott, nein, ich kann nicht!

Und wenn sie alle auch sagen, daß alles hoffnungslos vorbei ist und wenn auch die Glocken zu Trauergottesdiensten läuten - ich kann's nicht

glauben - will's nicht glauben. Und ich schreibe Ihnen weiter, liebster Freund, schreibe Ihnen, weil ich nicht anders kann, weil mir ist, als bildeten

diese Zeilen die letzte Brücke zwischen uns. Hörte ich auf, Ihnen zu schreiben, so wäre es mir, als bestätigte ich damit das entzückte Unheil,

als hätte ich es geschehen lassen - so aber glaube ich, Sie zu halten. Sie zum Bleiben zu zwingen, weil ich Ihnen noch so viel, so

sehr viel zu sagen habe. All unsere zusammen verlebten Jahre, von denen ich jetzt erst ganz fühle, wie sehr wir sie zusammen verlebt haben, sie ziehen in Bildern

an mir vorbei; und ich möchte sie Ihnen schildern, und jeder Satz begänne dann: »Erinnern Sie sich? wissen Sie noch?« Ich weiß es ja,

daß Sie noch wissen, daß Sie sich erinnern - denn jene Jahre sind Ihnen das, was sie mir sind - das, worauf man von Anfang an gewartet, was

man nie vergißt, was in letzter Stunde noch vor den Augen stehen wird, als eiriges, was zu leben wert gewesen.

Bay View, ~ 16. 4 1900.
Bay View, den 16. Juli 1900.

Während der letzten Zeit bin ich viel krank gewesen. Es ist, als ob meine Kräfte ganz allmählich schwänden. Jeden Morgen fühle ich, daß mein kleiner Vorrat an Widerstandskraft wiederum ein bißchen abgenommen hat. Die Hitze und Schwüle der Stadt seien schuld daran, meint der Arzt, Seeluft würde mir gut tun. Ich weiß es anders. Die fortwährende namenlose Angst nagt an mir Tag und Nacht; und nur das, was wie ein Wunder wäre, kann mir noch helfen.

Aber mein Bruder wünschte so sehr, etwas für mich zu tun, für die doch nichts mehr zu tun ist. Da hab ich mich gefügt, und wir sind in dies nahe Seebad

gezogen.

Ich bin so müde, so hoffnungslos. Warum noch irgend etwas? Warum irgend etwas nicht? Was kann noch Wert haben, wenn das eine,

Entsetzliche geschehen durfte? Es ist jetzt ja doch alles einerlei.

Das eine aber, was ich nicht ertragen kann, ist, wenn fremde, wohlmeinende Menschen mir sagen: »Wie müssen Sie froh sein, daß Sie nicht in

Peking sind!« Oder: »Es ist doch eine wahre Fügung Gottes, daß Sie wenige Monate vorher abgereist sind.«

nein, ich bin nicht froh, fort zu sein! Wachend und träumend habe ich ja nur den einen Wunsch, in Peking zu sein, seitdem ich

weiß, daß Sie dort sind. Dann wären wir doch zusammen - und was läge mir dann daran, alle Leiden erdulden zu müssen? Sie wären

ja alle leichter zu ertragen als getrennt sein und nichts voneinander zu wissen. Und wenn es zum Schlimmsten käme und keine Rettung möglich

wäre? Lebendig sollen uns die Wilden nicht bekommen; und in meinem letzten Blick würden Sie noch Glück und Dank lesen, Dank für Leben wie für

Tod, für alles, was Sie mir gegeben.

Und warum soll es eine Fügung Gottes sein, daß ich gerettet bin, während vielleicht viele Frauen und kleine Kinder auf entsetzliche Weise

umgekommen sind? Die waren doch so unschuldig wie ich an all der Verblendung, die allein das Furchtbare möglich gemacht hat. Welch ein Gott,

der solcher Auswahl fähig wäre! Wir würden uns ja von jedem Menschen mit Abscheu wenden, der, in solch göttlicher Allmachtstellung, nicht jeden

Unschuldigen retten wollte. Der Gott so vieler Menschen erreicht in den Handlungen und Erwägungen, die sie ihm andichten, aber nicht einmal

ein bescheidenes, menschliches Mittelmaß - es ist eben nicht Gott, der die Menschen sich im Bilde geschaffen, sondern die Menschen haben sich einen

Gott konstruiert, nach dem Entsetzlichsten, was sie in der eigenen Natur fanden.

Ein Gott! der Tausende für die Fehler einzelner leiden läßt.

Was muß in Peking während dieser letzten Wochen von Schuldigen schon erduldet worden sein, und was wird noch alles folgen? Von allen Ländern aus fahren jetzt Schiffe nach dem fernen Osten; sie sind voller Menschen, die bis vor wenigen Tagen von China vielleicht nur wußten, daß dort die Männer Zöpfe tragen und die Frauen auf winzigen Füßen einhertrippeln. Diese Kosaken und Franzosen, Engländer und Italiener, Söhne deutscher Gauen, Amerikaner, Japaner, sogar Inder - wozu ziehen sie aus? An einem entlegenen Erdenwinkel werden sie unbekannte gelbe Männer treffen, die ihrerseits von ihnen nie vorher gehört haben. Tausende von Meilen trennten sie bisher voneinander, und sie konnten weder Freund noch Feind sein, denn sie wußten nicht einmal von der gegenseitigen Existenz. Trotzdem wird jetzt einer den anderen umbringen, und man wird das schön und patriotisch nennen.

Wie sinnlos scheint es doch alles!

Viele ziehen jetzt aus, jung und gesund, und werden nie wiederkehren, durch Krankheiten mehr noch als durch Kugeln hingerafft. Andere werden wohl zurückkommen, aber wie? Und alles, um die Fehler anderer zu sühnen!

Und wenn man nun an die Chinesen denkt, an diese armen Unbekannten. Wieviel noch namenloseres Elend wird dort entstehen? Aber auch da wird es nicht die eigentlich Schuldigen treffen, sondern auch wieder die, so sich nicht wehren können, jene Klasse Menschen, deren jahrtausendlanges Leiden in allen Ländern und bei allen Völkern gleichsam eine unterste Erdschicht bildet, auf der sich alles andere aufbaut, alles, worin wir es so herrlich weit gebracht.

Die jetzt so ausfahren, schließen sich der größten aller Flotten an, die in endlosen Schiffsreihen hinaus segelt in verschleierte Fernen, zu unbekanntern Häfen; jener Flotte, die bestanden hat, solange es Menschenschichte gegeben, deren Anfang in die nebligen Fernen urältester Vergangenheit reicht, die seit den Tagen der Ägypter, Perser und Griechen von Jahr zu Jahr gewachsen ist, die nimmer enden wird. Sie ist bemant mit grauen Leidensgestalten, mit den Zahllosen, den Namenlosen, die von jeher die Schuld der wenigen getragen.

Und alles ist Gottes Fügung.

Bay View, 19. 7. 1900.
 Bay View, 19. Juli 1900.

Wenn mein Bruder nachmittags aus New York zurückkehrt, gehe ich ihm immer entgegen, jedesmal von neuem hoffend, daß er endlich Kunde des Wunders bringen wird. Aber jedesmal schüttelt er schon von weitem den Kopf - keine Nachricht, noch immer keine. Dann fragt er mich, womit ich den Tag verbracht, und wenn ich ihm die stets gleiche Antwort gebe, daß ich Ihnen, liebster Freund, geschrieben habe, sagt er kein Wort, aber ich lese ihm den Gedanken von der Stirn »Wozu noch?« Er spricht ihn jedoch nie aus und läßt mich ruhig gewähren - wie eine hoffnungslos Kranke, die uns jammert und der man so gern ein paar Stunden des Wahnes gönnt. Muß ich nicht jeden jammern? ich und die vielen, die sich seit Wochen grämen wie ich? Wie ich? Mir ist, als könnte sich kein zweiter Mensch so in Angst verzehren, als sei dies Leid nur einmal möglich in der weiten leidvollen Welt.

Bay View, 20. 7. 1900.

Bay View, 20. Juli 1900.

Was wird in solchen Zeiten nicht alles wieder in mir wach! Alter Aberglaube steht wieder, den ich auf immer für abgetan hielt - selbst in das Handeln mit dem

lieben Gott verfall' ich zurück. Wie lang, wie lang ist es doch her, daß ich den alten Kaufherrn mit dem langen Silberbart um etwas angegangen bin,

aber heut hab ich ihn stürmisch gebeten: »Laß ihn nur leben, laß ihn nur gerettet sein, und ich will dafür auf alles verzichten, will ihn nie

wiedersehen, nie mehr seine Stimme hören, nie mehr seine Hand halten - aber laß ihn leben, laß ihn gerettet sein.«

Ich weiß nicht, ob er mich erhört hat; und doch müßte er es eigentlich, denn es ist ein Handel so recht nach alttestamentlichem Sinn - ich

biete ihm mein Lieben, mein Glück, mein Alles an, um einen andern zu retten - solche Verträge soll er von altersher geliebt haben!

Bay View, 21. 7. 1900.
Bay View, 21. Juli 1900.

26^m I - top of y^o re on her - 2 - Wu-ting-fang² c
Gestern noch eine entsetzliche Beschreibung des Endes aller Fremden in Peking, und heute bringt Wu-ting-fang dem Washingtoner

auswärtigen Amt ein Chiffre-Telegramm des amerikanischen Gesandten in Peking!

Es ist in allen Zeitungen abgedruckt: »In britischer Gesandtschaft unter fortwährendem Feuer chinesischer Truppen, rascher Einsatz allein kann allgemeines

Massaker verhindern.«

Seit Tagen versprach Wu, eine direkte Verbindung mit Mr Conger zu stellen. Aber niemand glaubt ihm. In seiner Vielrederei,

Wichtigkeit und Wichtigtuerei glich er zu sehr der mouche du coche der Fabel; aber alles soll ihm vorziehen sein, was er in

seinem Babuenglisch sonst etwa zusammenphantasiert hat, wenn nur dies eine wahr ist, denn es ist doch der erste Hoffnungsstrahl, der uns wieder

gegeben ist. Schwach ist er freilich - aber wir können doch wieder hoffen. Die armen, tapferen Menschen halten sich noch immer und sie werden gerettet

werden - sie müssen gerettet werden.

Aber nun nur Eile, aus Barmherzigkeit Eile, daß uns nicht noch in letzter Stunde unser Liebstes entrissen werde! Denkt der Ärmsten, die dort

hinter den hohen grauen Mauern harren und horchen, ob sie den dröhnenden Schritt der heranrückenden Befreier vernehmen - denkt auch

der Ärmsten, welche in allen Ländern mit sehnsüchtigem Herzen harren und horchen auf den ersten Ton lieber Stimmen, die von jenseits der

hohen grauen Mauern nach langem Schweigen wieder erklingen und von all den Leiden der letzten Wochen reden werden.

Oh, eilt euch! eilt euch!

Bay View, 28. Juli 1900.

Es ist beinahe, als ob die Welt es nicht wahr haben wolle!

In Europa glaubt man jetzt ebenso hartnäckig an das Pekinger Massaker, wie früher an die Bedeutungslosigkeit der Boxer-Bewegung.

Nur mit Sensen sollten die Aufständigen bewaffnet sein, ein starker Regen, hieß es, würde sie auseinandertreiben. Jetzt kann man sie nicht

furchtbar genug schildern. Vor wenigen Wochen wurden Wachen von 30 Mann für jede Gesandtschaft als überreichlich erachtet - heute

sollen 60 000 Mann nötig sein, um von Tientsin nach Peking zu marschieren. Die sich mehrenden Nachrichten chinesischer Vizekönige,

daß die Fremden noch am Leben seien, werden alle als Täuschungsversuche hingestellt, hinter denen sich schauerliche Pläne verbergen.

Ach, das Schauerliche wird sein, wenn man durch dies lange Reden und Zaudern wirklich zu spät kommen sollte!

Bay View, 6. 2/ 1900.

Bay View, 6. August 1900.

Endlich scheint doch das Ländern vorbei! Die Truppen sind von Tientsin aufgebrochen!

Endlich verfolge ich nun mit den Gedanken ihren Zug, sehe in der Erinnerung beständig das Land zwischen Tientsin und Peking, wie ich es gerade

jetzt vor vier Jahren zuerst erblickte, sehe die wehenden grünen Hirsefelder wieder und den braunen Peiho, auf dem die schwerfälligen Boote, mit

großen Segeln besetzt, träge stromaufwärts glitten, den endlosen Windungen des Flusses folgend. Damals gab es noch keine Eisenbahn -

heute existiert sie nicht mehr! In Hausbooten reisten wir den Peiho hinauf. Vier Tage dauerte die heiße Fahrt. Und all die Namen, die heute die

Zeitungen füllen, Hohsi-wu, Pei-tsang, Yang-tsun, vernahmen wir damals zum erstenmal, sahen diese grauen Hüttenflecken,

die jetzt geschichtliche Orte geworden, an denen Schlachten geschlagen werden.

Bay View, 10. 2/ 1900.
Bay View, 10. August 1900.

Manchmal ist mir, als hörte ich ganz deutlich Ihre Stimme. - Dann geht ein Zittern durch mich, der Atem stockt, die Hellschläge fliegen, und

ich schließe die Augen und lasche in namenlosem Glück.

Bald, bald muß es ja sein. Zuerst werde ich gar nicht auf die Worte achten können und nur immer den lieben Klang trinken. Wie lang ist es

doch schon her! Wissen Sie es noch? Haben Sie sich auch so unsagbar, so unersprechlich gesehnt? So wie ich gesehnt?

Aber in wenigen Tagen muß ja die furchtbare Angst und Trauungszeit vorüber sein. Bald, bald müssen die Befreier vor Peking

stehen.

Nicht wahr, liebster Freund, dann kommen Sie auch gleich, gleich! auf dem schnellsten Schiff, auf dem kürzesten Weg - ich kann es ja nicht länger

ertragen.

Was liegt Ihnen noch an alten chinesischen Handschriften? Mögen die doch alle untergehen! Ich gebe Ihnen dafür mein ganzes Herz, darinn zu lesen, und

was in ihm steht, ist auch schon alt, ist nicht schwer zu enträtseln und dünkt mich eine so jugendliche Entdeckung.

Was kümmert Sie noch China? Mag doch der Norden mit Wodki und der Süden mit Ale erzehrt werden, mögen sich die jüngeren Hungernden

auch noch jeder seinen kleinen Imbiß zusammenstellen, aus den Krümeln, die von den Mahlzeiten der älteren, erfahrenen Weltenräuber abfallen

- oder mag es zu gar keinem Muspili kommen, sondern alles hübsch im Sande verlaufen, wie man es hier möchte, wo der Wunsch

to be well out of it schon laut wird - mag man in ein paar Monaten schon wieder von den unschütterlichen alten

Freundschaftstraditionen reden und der alten Kaiserin die Hand schütteln - was kümmert es uns?

Kommen Sie nur bald, bald von dort zu mir. Dann mag es meinethalben China für die Chinesen heißen - wenn nur China mir Sie

zurückgibt, wenn nur wir beide füreinander sein können!

Bay View, 12. 2/ 1900.
Bay View, 12. August 1900.

Alte Briefe der Belagerten treffen jetzt allmählich in Tientsin ein und werden in den Zeitungstelegrammen veröffentlicht. Sie sind von Boten gebracht

worden, chinesischen Christen, denen es gelang, durch die Schleusen, oder selbst als Boxer verkleidet, im Gedränge heimlich aus Peking zu

entweichen. Wahre Notschreie sind es, bei denen das Herz sich zusammenampft! Und immer dieselbe Bitte »rasche Hilfe, sonst kann sie nichts

mehr nützen«.

In manchen der kleinen Zettel ist angegeben, für wieviel Tage der Proviant noch reichen könne, und man rechnet nach nach - und oft ist die

Frist schon überschritten.

Eine Zahl enthalten die Briefe auch immer - die der Toten.

Und wie sie mit jedem neuen Briefe wächst, diese Zahl derjenigen, für die alle Hilfe zu spät kommen wird!

Und die Angst - wer ist schon noch gezählt worden? Wen wird das Los noch treffen?

Frühestens am 14. sagt man hier, können die Entsatztruppen in Peking sein. Die ganze Welt ist staunt über ihr rasches Vordringen - und

meiner Ungeduld dünkt es noch immer so langsam! Flügel möchte ich ihnen geben!

Eine so namenlose Angst erfüllt mich gerade vor diesen letzten Tagen und Stunden.

Bay View, 13. 2/ 1900.

Bay View, 13. August 1900.

Heute nacht, liebster Freund, wachte ich auf und bildete mir ein, wieder in Peking zu sein. Ich muß im Schlaf ein Geräusch gehört haben, daß

ich in meinen Träumen zu dem Aufeinanderschlagen zweier Bambusstäbchen verwandelte, womit die chinesischen Nachwächter ihre nächtlichen Runden

begleiten. Wie oft habe ich diesem leisen, dann lauter werdenden, dann wieder verhallenden tak, tak, tak, gelauscht. In heißen Mitsommernächten,

wenn die Moskitos gegen die Netze schwirren und die ganze Erde die Hitze ausströmen schien, die sie tagsüber eingesogen hatte, da hörte ich wie

eine dumpfe monotone Begleitung all meiner nächtlich wirren Gedanken diesen gleichmäßigen Klang. Und in kalten Winternächten in

Peking, wenn der Schnee die große, graue Stadt, die hohen Mauern und die weite Ebene draußen bedeckte, und die ganze lebende Welt in tiefer

Stille untergegangen schien - da tönte es in der großen Ruhe wie letztes, alles überdauerndes Leitmotiv: tak, tak, tak - Freud,

Leid, Tod - Freud, Leid, Tod!

Besonders erinnere ich mich einiger Frühlingsnächte, da ich in Peking schwer krank lag und des Lebens Funken wie ein schwaches Irrlicht lodert

zwischen mir und dem großen grauen Nichts da draußen hin- und hersprang, nicht wissend, ob es gehen oder bleiben solle. Die Fensterstanden weit

offen; aus dem Hof drang der Duft des weißen Flieders herein; von meinem Bette aus sah ich in den sternbesäeten Himmel. Ein großes Gefühl

unendlicher Schwäche überkam mich und doch seliger Befreiung - es war mir, als schwebe ich gerade hinein in das tiefe Nachtblau, wo die Sterne

winkten - und dazu klang es von der fern unter mir verschwindenden Erde wie leise Schicksalsworte: Leid, Leid, Tod - Freud,

Leid, Tod!

Heute nacht hier in anderem fremden Lande habe ich wieder im Traum den altgewohnten Ton vernommen. Er zittert mir im Herzen weiter,

aber ich höre nur immerwährend das eine Wort: tot, tot, tot! Und eine namenlose, unbeschreibliche Angst hat mich erfaßt, ein

brennender Wunsch dorthin zu eilen, eine wahre Verzweiflung, hier stillsitzen zu müssen. Ich möchte helfen und retten, und dann klingt es

immer wieder: tot, tot, tot!

Es ist wie eine quälende, verzehrende Sehnsucht, Sehnsucht nach Ihnen, liebster Freund, Sehnen, Sorgen um Sie. Mir ist, als müßte ich Ihnen gerade heute

noch tausend und abertausend Liebes sagen, Sie schützen und nicht von mir lassen. Warum nur heute gerade dies Bangen und Zittern, dies Grauen, das mir

keine Sekunde Ruhe läßt, das mich vom Haus an den Strand, vom Strand wieder ins Haus treibt, das nicht weichen will, wie sonst nächtliche

Spukgestalten, die aus den Träumen ins Wachen übergehen, sondern ein Grauen, das wächst und wächst, auch jetzt während ich Ihnen schreibe. Warum das

heute, wo die Retter Ihnen doch schon ganz nahe sein müssen? - Und dazu immer der leise Klang, wie ich ihn schon nachts im Traum

vernahm: tak, tak, tak. Er verfolgt mich förmlich. Ich will nicht und muß ihn doch ständig hören. Ich halte mir die Ohren zu, da vernehme ich

das Pulsieren des eigenen Blutes, tak, tak, tak. Wie Glockenläuten dröhnt es, wie beständiges, regelmäßiges Schießen klingt es tak, tak, tak.

- Was will es mir nur sagen? Ich lasche und lasche. Jetzt ist es ganz leise geworden ... Wie aus weiter Ferne, wie letztes versagendes

Herzklopfen dringt es zu mir ... tot, tot, tot ...

Was soll das? Was soll es?

die Angst! Das Grauen!

Bay View, 17. 2/ 1900.
Bay View, 17. August 1900.

Endlich, endlich! Nun ist es wirklich wahr! Die ersten Depeschen der Gesandten sind in den Zeitungen abgedruckt. Gerettet, wirklich gerettet, wiederhole ich immer

von neuem!

Seit diesen ersten Nachrichten weiß ich nicht mehr, was ich tue und sage, weiß nicht, ob ich lache oder weine!

Es scheint mir beinah ungläublich, daß einmal die Hoffnung recht und die Verzweiflung unrecht gehabt haben sollte!

Und in der Freude des Herzens, das dem Himmel jauchzt und dann wieder ängstlich bebzt und fragt: »Ist's denn wahr? Ist's denn wahr?« - in diesen ersten

Augenblicken eines wie neu geschenkten Lebens ist es mir, als seien Sie hier dicht bei mir, als erlebten wir es alles zusammen. Es ist ja

unmöglich, daß eine solche Glückseligkeit mein ganzes Sein erfüllen kann, und Sie nichts davon wissen sollten. - Sicher wissen Sie's! Ich fühl es ja

so deutlich, daß Sie hier ganz nahe bei mir sind, wenn auch die armen, noch verweinten Augen Sie nicht zu schauen vermögen.

Sicherlich werden wir uns bald wiedersehen! Es wird ein schöner Abend kommen, an dem wir auf goldigem Strande zusammensitzen und hinaus schauen auf

das weite Meer, das sich durch Sturmestage zur Ruhe hindurchgekämpft hat, und ein solches Glück des Wiederfindens wird in uns sein, daß keine Sprache

je das Wort dafür ersann, daß wir kaum zu atmen wagen, daß wir die Sekunden zu Ewigkeiten wandeln möchten. Ja, so, ganz so wird's

sein.

Bay View, 18. 2/ 1900.
Bay View, 18. August 1900.

Als ich heute früh erwachte, schien die Sonne strahlend in mein Zimmer; blinzeln mußte ich mich erst an den Glanz gewöhnen. Noch halb im Schlaf,

hatte ich die Empfindung, daß etwas Wunderbares, Wunderschönes meiner warte - zuletzt ist mir als Kind so zumut gewesen, wenn ich am

Weihnachtsmorgen erwachte und mich noch halb träumend erinnerte, daß nebenan im Wohnzimmer der Baumstände mit allen Geschenken. Nicht

nur draußen schien mir aber heute die Sonne; nein, in mir selbst strahlte es von Glück und Seligkeit und auch an diesen Glanz mußte ich mich erst

blinzeln / gewöhnen - nach der langen Sorgennacht.

Die Welt ist schön, die Welt ist gut - weil Sie leben, liebster Freund! Was spricht man denn von irdischem Jammertal - ein blühender Garten ist's

- Sie leben ja! Schmerz und Leid soll alles sein? Oh, es gibt so wonniges, tieferes Glück - Sie leben ja! - Mir ist, als

erwache ich erst der Welt, wie sie wirklich ist - meiner Welt - wie ich sie sehe - wie ich sie fühle. Die anderen Leute gehen herum, als sei nichts

Besonderes vorgefallen - und es ist doch alles neu und anders als bisher, und alles hat einen tiefen Sinn bekommen, ist verständlich geworden -

denn Sie sind gerettet. Sie leben, Sie müssen leben.

Um das auszudrücken, was ich empfinde, fände ich keine eigenen Worte, kann nur wiederholen, was jener Größte in Wort und Ton

gedichtet: Widerstürme wichen dem Wönnemond! - Immer wieder klingt es in mir: Widerstürme wichen dem Wönnemond! - Ich weiß

wohl, positivere Geister als ich würden darüber lächeln: Sie in Peking, ich hier am Atlantischen Oean und - Wönnemond? Und es ist doch

so, dieses Gefühl grenzenlosen Glücks, unendlicher Dankbarkeit.

Hat ein Gott die Menschen geschaffen, wie seit vielen hundert Jahren den Kindern gelehrt wird, so sei Ihm Dank, daß er Sie geschaffen. Haben

seit Äonen unbewußt wollende Zellen in dunkeln Triebe sich so gefügt, daß schließlich der Mensch stand, so sei Dank jenen unendlich

kleinen, aus denen Sie wurden. Mein Gottesgeschenk, mein Weltwunder! Was liegt an Namen und Glauben! Empfindung ist alles, was wir wissen -

Widerstürme wichen dem Wönnemond!

Bay View, 19. 2/ 1900.
Bay View, 19. August 1900.

Gleich nachdem die erste sichere Nachricht kam, habe ich Ihnen telegraphiert und Sie gebeten, mir sofort Nachricht zu geben, denn ich muß es von Ihnen selbst hören, daß Sie gerettet sind, muß mein eigenes Telegramm von Ihnen in der Hand halten können, ein Wort des Glücks, für mich allein bestimmt, in dem großen Jubelklang, der durch die Welt tönt.

Nun warte ich - ö, wie ich warte! - auf die erste Kunde, die von Ihnen wieder zu mir dringen wird, nach der langen, langen Zeit. Dieser Brief soll erst abgesandt werden, wenn ich Ihr Telegramm habe - denn ich werde ihn ja gar nicht mehr nach Peking zu schicken brauchen. Sicher reisen Sie doch gleich von dort ab. Was soll Sie denn auch hindern, wenn ich Sie rufe - und ich rufe Sie, liebster Freund, rufe Sie mit solcher Sehnsucht, daß Sie es fühlen und hören müssen, wo Sie auch sind und durch die dicksten chinesischen Mauern hindurch!

20. 2/ 1900.
20. August 1900.

Ich bin so geduldig. Kann das Warten auf Ihr Telegramm kaum mehr ertragen. Dann beruhigt mich mein Bruder und erklärt mir immer wieder, daß jetzt Telegramme viel langsamer als sonst nach Peking gehen. Ich sehe es ja auch ein, daß es gar nicht anders sein kann, und sicher warten viele Menschen jetzt gerade so wie ich auf ein paar liebe Worte und müssen sich auch gedulden, wie ich - und dann denk ich doch immer wieder, dies eine einzige kleine Telegramm könnte doch recht schnell durchgelassen werden, denn es trägt so viel Glück in sich, daß es den Vorrang vor allem andern auf der Welt verdient!

21. 2/ 1900.
21. August 1900.

Heute, liebster Freund, fühle ich, daß ich ganz sicher von Ihnen Nachricht bekommen muß, und dann soll der Brief gleich abgehen. Er soll Ihnen sagen ...
Zuerst waren mir die Worte ein leerer Schall. Sie bedeuten gar nichts. Erst ganz langsam hab ich sie verstanden. Die See draußen rauscht weiter, und die Wellen schlagen gegen den Strand - ganz so wie vorhin in der blaßfernen Zeit, da ich die Worte noch nicht vernommen. Er wird das Rauschen nie mehr hören. Bedeutet es das, wenn sie sagen, daß er tot ist? Und der Brief an ihn liegt begonnen vor mir ... Er wird ihn nie mehr lesen. Ist es das, was sie damit meinen, daß er tot sei? Heißt es, daß nichts von mir ihn je noch erreichen kann? Daß die ganze Welt für ihn nicht mehr ist, daß ich für ihn nicht mehr bin, weil er selbst nicht mehr ist? Heißt es das?
Ich höre nur immer dieselben Worte - er ist nicht mehr. Zuerst verstand ich's nicht - nun ist es alles, was ich noch weiß. Die Worte füllen

die Welt - alles andere ist versunken.

Hätte ich ihn doch nur ein einziges Mal noch sehen können! War ich doch wenigstens zu allerletzt bei ihm gewesen! Daß er da allein

sein, allein sterben mußte! Seine Verlassenheit ermaß ich an der eigenen Vereinsamung, seinen Jammer an meinem Jammer.

Jahrelang hat er mich umgeben mit Arbeit und Fürsorge, hat mich geliebt - wie sehr, weiß ich erst jetzt - ich durfte damals ja gar nicht

dran denken - mußte vorbeigehen - wo er mir sein ganzes Lieben gab.

Ach, gäb es doch nur eine Stunde, von der ich mir jetzt sagen könnte, die habe ich ihm ganz geschenkt, deren hat er sich mit den allerletzten

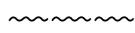
Gedanken sicherlich noch erinnert!

Hätte ich doch selbst den Trost solch einer einzigen Erinnerung!

Aber nichts durfte ich ihm sein. Nicht einmal in seiner letzten Stunde konnte ich bei ihm sein. Allein mußte er sterben.

Hätte ich ihm doch nur ein einziges Mal noch sagen können: »Nicht wahr, Du hast es doch immer gewußt, wie sehr ich Dich geliebt?«

Ach, daß ich doch bei ihm unter der Erde ruhte! -



Ich sehe immer nur ein endloses Trümmerfeld - wie öde der Weg, der nirgends hinführt - das war mein Leben.



Wie Erinnerungen unzähliger Existenzen steigt es in mir auf. In ihnen allen war er, war ich. Wir wissen es nur nicht mehr. In ihnen allen haben wir uns

gesucht, ich fühl es dunkel. Aber fanden wir uns je dauernd? Oder war es immer nur wie läuhendes Erkennen und rasches Auseinandermüssen?

Müde bin ich, müde wie von unzähligen Existenzen. Möchte tief schlafen. Aber traumlos, von nichts mehr wissen.

Ach, daß zwischen dem Gehendürfen und Wiederkehrenmüssen doch eine lange Zeit tiefer Ruhe läge!

Wie langsam doch die Stunden schleichen in den langen, qualvollen Nächten. Das fortwährende Grübeln, ob es nicht zu verhindern gewesen wäre,

wenn ich dort geblieben wäre.

Jetzt weiß ich, warum wir fort sollten: ich sollte gerettet werden, denn ihm ahnte wohl schon damals vieles.

Aber was sollen Welt und Leben ohne Dich? Und wenn Du es tausendmal nicht willst - Du ziehst mich Dir doch nach. Unsichtbare, dünnerreißbare Fäden

ketten uns aneinander seit Uranfangzeiten. Und ich folge Dir, weiß schon oft kaum, ob ich noch hier bin. Das ist der einzige

Trost.

Seitdem ich von Dir getrennt bin, lebe ich ja nur scheinbar hier, eigentlich ganz woanders. Bei Dir. In jener Stadt, wo wir während Deines Lebens zusammen waren und in noch ferneren weiteren Landen. Überall, wo Du hier auf Erden gewilt, haben Dich meine Gedanken begleitet, auf allen Reisen waren sie mit Dir - ich habe durch die Sehnsucht so ganz bei Dir gelebt, daß ich Orte kenne, in denen ich nie gewesen. Endlose Ebenen habe ich mit Dir durchzogen, wilde Felsenpässe habe ich neben Dir überschritten, steile Berge sind wir zusammen emporgeklommen, im Dunkel sagenhafter Tempel habe ich mit Dir gestanden, mit Dir uraltem Weisheitspruch gelauscht. - Das war mein eigentliches Leben, dort bei Dir war stets mein wahres Ich.

Nun bist Du noch viel weiter fortgezogen zu allerfernsten Stätten. Aber auch dahin folg ich Dir. Ich muß Dir durch alle Zeiten schon so gefolgt sein, seit es Leben und Willen gab. Und geht Dein Weg durch die Weltenräume, zu anderen Erden, Monden und Sonnen, durch tiefe Nacht und weißglühende Helle - ich folge Dir - ich kann nicht anders!

Mich dünkt, als lag ich hier seit vielen Wochen. Und es sollen doch nur wenige Tage sein. Raum und Zeit verschwimmen für mich. Die Minuten enthalten so endloses Leid, so verzehrende Sehnsucht, daß ich sie mühsam wie Ewigkeiten durchlebe. Vergangenes scheint so nahe, daß ich mit der Hand danach greife ... aber die Hand selbst verschwimmt ... das Fußende des Bettes schiebt sich in unendliche Weiten ... ich sehe den eigenen Leib nicht mehr ... er ist zur ganzen Welt geworden ... und schmerzt ... schmerzt vom ganzen Weltenweh.

Ich kann die Feder kaum halten ... alles verwirrt sich ... und alles schmerzt ... immer ärger. Kälte ... Finsternis. Ich kämpfe gegen das Dunkel ... das Grauen. Ich will, will, will - bei klarem Bewußtsein sterben. Keine Angst - keine Verzerrungen ... der Abgrund ... das Ersetzen! ... aber doch ...

Freude! ... Freude! ... Du Dir.
Warum haben sie mich noch einmal geweckt? Warum die Qual noch verlängert? Ist es denn noch nicht genug? Ich schlief schon ... hielt Deine Hand ... es schien ... vollbracht ... und nun? ... ich finde Dich nicht mehr ... wo ... wo war es doch? ... warten ... immer wieder warten ... und dann? ... nichts?

...

Nachwort

Meine Schwester, die die vorstehenden Briefe geschrieben, unser Freund, der sie empfangen sollte, ruhen nun beide. Sie hier am Strande des Atlantischen

Ozeans, er in der fernen chinesischen Erde.

Als wir im Mai 1900 von Berlin zurückgekehrt waren, wo mein seit Jahren rettungslos geisteskranker Schwager gestorben war, hatte

ich gehofft, daß das lieben meiner Schwester nun vielleicht doch noch nach dem schweren, drückenden Tag einen versöhnenden Abend bringen könne.

Es schien mir, als lebe sie auf, sich selbst dessen kaum bewußt. Aber während der entsetzlichen Wochen, in denen die ganze Welt über das Schicksal der in

Peking Einschlossenen in qualvoller Ungewißheit bangte, verzehrte sie sich in Angst um unsern Freund; und als dann die Nachricht seines

Todes eintraf, nachdem wir schon alles fürgerettet und gewonnen gehalten hatten, erlosch ihr Leben nach wenigen Tagen.

Ich bin dann später nach China gereist. In Peking wurden mir die Briefe meiner Schwester ausgehändigt. Unser Freund hat sie nicht mehr erhalten. Er hat

sich seine ganze Korrespondenz nach Schanghai adressieren lassen; denn seiner ursprünglichen Absicht nach wollte er nach seiner

weiten Forschungsreise dorthin kommen, um von diesem Hafen aus dann die Heimreise anzutreten. Unterwegs aber änderte er seine Route

und beschloß, nach Peking zurückzukehren, wo er unmittelbar vor Beginn der Gesandtschafts-Belagerung eintraf. Er erwartete dort all seine

Briefe zu finden, die er sich unterwegs telegraphisch von Schanghai nach Peking bestellt hatte; aber der Bote, den er mit diesem Telegramm vom Innern

Chinas aus nach der nächsten viele Tagesreisen entfernten Telegraphenstation gesandt hatte, muß wohl in den schon damals herrschenden Unruhen sein

Ziel nicht erreicht haben. Sicher ist, daß sein Telegramm nie in Schanghai angekommen ist und in Peking keine Briefschaften für ihn lagen. Er meldete

sich gleich als Freiwilliger und ward in der Verteidigung des Suwangfu verwandt, wo die dreitausend geflüchteten chinesischen Christen ein

Unterkommen gefunden hatten. Seine Kenntnis des Chinesischen und der Einfluß, den er immer auf die Eingeborenen zu gewinnen wußte, ließen ihn

dort besonders nützlich erscheinen. Viel ist mir von seiner Ruhe und völligen Unerschrockenheit erzählt worden aus jenen Wochen, in denen die

Menschen Gelegenheit fanden, ihren Wert zu zeigen.

Er ist ein Opfer der letzten Stunde geworden.

Am 13. August, als die Belagerten schon bestimmte Nachricht von dem Herannahen der Entsatztruppen unter den Generalen Gaselee und

Fukushima hatten, machten die Chinesen noch einen besonders starken Angriff, als hofften sie, doch noch Herr der kleinen Schar zu

werden, die ihnen während sieben Wochen widerstanden hatte. Von früh bis spät piffen die Kugeln und kamen wie Hagel über die Barrikaden geflogen.

Am heftigsten soll der Angriff gegen das Suwangfu gewesen sein. Am Nachmittag ward dort einer der Chinesen verwundet, die Oberst

Shiba / 守部
Shiba zu einer Wachttruppe ausgebildet hatte. Unser Freund sprang vor, um den Verwundeten aus dem Bereich der Kugeln zu tragen, aber im

demselben Augenblick stürzte er selbst tödlich getroffen nieder.

Am Abend begrüßte man ihn.

Am nächsten Tage rückten die Entlaststruppen ein.

Monate fristeten dann, bis ich nach Peking kam. Alles dort mahnte mich an ihn und an sie, obschon es doch ein ganz anderes Peking

war, das ich wiederfand, und das alte, in dem die beiden gelebt, für immer verschwunden ist. In der verwüsteten Stadt bin ich lang umhergeirrt und habe in

all der Störung nach Erinnerungen und Bildern aus der Vergangenheit gesucht. Aber wo einst die verwitterte Stenschildkröte stand und die

Wistaria blühte, lag ein einziger Schutt- und Trümmerhaufen, kaum daß man den Platz unseres Häuschens noch bestimmen konnte. Wie eine

ungeheure Last senkte sich die Trauer um unwiderrüflich Verlorenes auf mich herab.

Keine Spur von ihm oder ihr.

Als sei es alles nie gewesen.

Abends saß ich dann lange sinnend vor den ausgebreiteten Briefen meiner Schwester. Zuerst dachte ich daran, sie zu verbrennen. Etwas Rauch, der am

Kamin haufsteigt und sich im Raum verliert, ein paar wehe Gedanken bei einigen Zurückbleibenden, die selbst auch bald dahin sein werden -

und dann ist eines Menschen Spur verwischt. Aber ich vermochte es nicht. Das Letzte, was von jenen beiden geblieben, sind diese Briefe, und als ich

in ihnen blättere, empfind ich so recht, wie sehr sie das wahre Leben meiner Schwester enthalten und ein Stück von ihr sind, die mir so lieb gewesen.

Während ich dann weiter las, fühlte ich, wie Zeiten, die entschwunden sind, noch einmal vor mir vorüberzogen; ich fühlte auch, wie sie, die von

mir gegangen ist, wieder vor mir stand und mit ihr die Erinnerung an die Wanderjahre, die wir beide zusammen verlebt haben.

Ich vermochte nicht die Briefe zu vernichten. Es wäre mir gewesen, als würde damit das Leben meiner Schwester noch einmal grausam zerstört.

Ich habe lange gezögert. Doch schließlich entschloß ich mich, zur Erinnerung an jene beiden diese Briefe, die ihn nicht erreichten, herauszugeben. Vielleicht

bringen sie dem einen oder dem andern, der die beiden einst im alten Peking gekannt hat, einen Gruß. Vielleicht erreichen sie auch andere,

einsame Menschen, die noch auf der großen Lebensfahrt begriffen sind und gern einen Augenblick am Wege rasten, um auf die Stimmen derer, die vor

ihnen gegangen sind, zu lauschen, wie sie leise aus der Vergangenheit klingen.

New York 1902.

2. Erinnerung
Dem Andenken der Verfasserin.

Elisabeth von Heyking wurde am 10. Dezember 1861 in Karlsruhe geboren, als Tochter des Preussischen Gesandten,

Grafen Albert von Flemming, Besitzer von Bückow in der Mark (Carzin der »Briefe«) und Armgard von Arnim, Tochter Achims und Bettinas. In ihrem

Elternhaus gingen alle Künstler - Joachim, Ruhnstein, Dessing, Bracht - ein und aus; die Stellung ihres Vaters brachte sie in nahe

Berührung mit dem greisen Kaiser Wilhelm I. und der großen internationalen Welt, die damals durch Baden-Baden flutete. Von Kindheit an war ihr

Leben auf Weite und Größe eingestellt.

1881 heiratete sie den Nationalökonom Baron Stephan zu Putz, Sohn des Karlsruher Dichter-Intendanten Gustav

Putz. Die Ehe der beiden hochgesinnten, aber nicht harmonierenden Menschen war tief unglücklich, ein schmerzlicher Eindruck, den die sensitive

junge Frau nie verwunden hat. Nach Stephans frühem Tode heiratete Elisabeth 1884 den in deutsche diplomatische Dienste eingetretenen

Edmund von Heyking, an dessen Seite für sie ein langes Wanderleben begann, das sie nach New

York, Valparaiso, Kalkutta, Kairo, Peking, Mexiko, Belgrad, Hamburg geführt hat. In völliger Hingabe ihres

ganz Seins war sie ihrem Mann eine nie versagende Gefährtin und Helferin. Ihr gewöhnlicher Geist, ihre Schönheit und Weltsicherheit, der außer

ihrer Persönlichkeit machten sie überall zu einem Mittelpunkt und ließen ihr Andenken jahrzehntelang weiterleben.

In der Einsamkeit Mexikos, ganz für sich, ohne den Gedanken an Veröffentlichung, begann sie zu schreiben. Es wurden daraus die »Briefe, die ihn nicht

erreichten«, das Werk, das sie in wenigen Monaten weltberühmt machte. Und wie dieses Erstlingswerk, so sind alle folgenden ein

Umgestalten von Gelebtem und Gekauftem, Bekenntnis, Selbstbefreiung.

Als mit dem Posten des Gesandten in Hamburg der Aufstieg zu den höchsten diplomatischen Posten gesichert erschien, riß eine schwere

Krankheit ihren Mann aus seinem Beruf. In Crossen an der Elster, dem hochgelegenen alten Flemmingschen Schloß, das ihr in diesem Augenblick

zufiel, schuf sie dann ein eigenartig reizvolles Heim, in dem sich die jahrhundertalten Erinnerungen der Pfaffen mit den fremdländischen

Sammlungen der Wanderjahre vereinigten, und den feinen Aquarellen, in denen sie mit starker, künstlerischer Begabung die fernen Länder

festgehalten hatte. Nach aufopfernder Pflege starb ihr Mann 1915. Ihre beiden Söhne fielen fürs Vaterland, es blieb ihr nur die Tochter aus

erster Ehe. In wunderbarer Haltung trug sie ihr Leid, überwand sie das Schicksal, wuchs empor zu immer größerer Weltüberlegenheit in selbstvergessender,

helfender Güte. 1925 ist sie gestorben.

Berlin, Herbst 1928.

